



AkademieAktuell

ZEITSCHRIFT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Ausgabe 02/2010 ISSN 1436-753X



Schwerpunkt



Mittelalterforschung in München





EDITORIAL

Unser Leben ist ein Geschäft, das damalige war ein Dasein“, vermerkte vor mehr als 100 Jahren Jacob Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, freilich mit der Einschränkung, es handle sich nicht darum, „uns ins Mittelalter zurückzusehen, sondern um das Verständnis“ dieser Epoche.



Der mediävistischen Grundlagenforschung, wie sie heute an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – unter anderem in Form von Editionen, Verzeichnissen und Wörterbüchern – betrieben wird, galt Burckhardts Sympathie indes nur bedingt. Gleichwohl kommt ihr für die historische Erschließung des vermeintlich „dunklen Zeitalters“ eine mindestens ebenso große Bedeutung zu wie mancher bewunderungswürdigen Syntheseleistung. Schließlich war es gerade das Bemühen um eine sowohl umfassende wie auch systematische Datenererschließung, die dazu beigetragen hat, die nicht unbeträchtliche Zahl liebgewonener Fehleinschätzungen zu reduzieren.

Aus diesem Grund widmet dieses Heft seinen Themenschwerpunkt der Mittelalterforschung in München: einem Mekka der Mediävistik, wie Claudia Märkl in ihrem einleitenden Beitrag zeigt (S. 8). Zahlreiche Forschungseinrichtungen, Archive und Bibliotheken, mit denen die Akademie auf verschiedenen Ebenen zusammenarbeitet, haben an der Ausgabe mitgewirkt. Allen Autorinnen und Autoren danke ich für ihr Engagement.

Ich hoffe, dass es gelingt, die einzigartigen Bedingungen und die Vernetzung der Mittelalterforschung in München exemplarisch vorzustellen, und wünsche Ihnen eine anregende Lektüre. Folgen Sie also – um einen Buchtitel Horst Fuhrmanns, des Altpräsidenten der Akademie, zu zitieren – unserer „Einladung ins Mittelalter“.

Prof. Dr. Thomas O. Höllmann
Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse



Unser Titelbild

Das Titelbild zeigt die Figuren des Freisinger Hochaltar-Retabels, das Nicodemus della Scala 1443 bei Jakob Kaschauer in Auftrag gab: im Zentrum die Gottesmutter Maria mit dem Kind, zu ihren Füßen der Stifter Nicodemus, außen St. Korbinian und St. Sigmund. Im Hintergrund ein eigenhändiger Brief von Johannes Grünwalder an Albrecht III. von Bayern-München aus dem Jahr 1441. Gestaltung: Tausendblauwerk

INHALT. AUSGABE 02/2010. HEFT 33

FÖRDERKOLLEG

- 4 Von Solarzellen und Literatengelehrten

AKTUELL

- 7 Supraleitung –
Faszinosum und Herausforderung

THEMA

- 8 Mekka der internationalen
Mittelalterforschung
12 Mittelalterliche Texte als
Gegenstände und Bilder
15 Lücken in einer bayerischen Geschichte ...
20 Das virtuelle
Urkundenarchiv „Monasterium“
23 Klosterfrauen und das Buch
26 Das Spätmittelalter im World Wide Web
28 Zwischen Mittelalter und Internet

AUFGABEN

- 31 Auf einen Blick:
Mittelalterforschung an der BadW

PUBLIKATIONEN

- 32 Bayerns Mittelalter im „Überblick“
34 Die Urkunden Kaiser Friedrichs II.
36 „Der Wissenschaft Leuchte und Licht“

GESCHICHTE

- 39 Der Kaiser und die Akademie
42 Neues von der Veste

PERSONEN

- 44 Kurz notiert

FORSCHUNG

- 46 Städtisches Leben im Spätmittelalter
48 Die „Dame“ mit dem Handschuh
50 Aus dem Alltag der Wörterbucharbeit
52 Wissenswelten:
Juden und Christen im Mittelalter
55 Der Freisinger
Bischof Johannes Grünwalder

TERMINE

- 60 Metropolen und „ihre“ Alpen
61 Juni bis Oktober 2010

INFO

- 62 Die Akademie im Überblick



NACHWUCHS

Von Solarzellen und Literatengelehrten

IM MÄRZ 2010 ERÖFFNETE DIE AKADEMIE IHR FÖRDERKOLLEG FÜR DEN WISSENSCHAFTLICHEN NACHWUCHS IN BAYERN. „AKADEMIE AKTUELL“ STELLT IN DIESER UND IN DEN KOMMENDEN AUSGABEN DIE SECHS ERSTEN MITGLIEDER VOR.



Carsten Deibel (Jg. 1975) studierte in Bochum und Sussex Physik und wurde 2002 in Oldenburg promoviert. Seit 2005 ist er Gruppenleiter an der Universität Würzburg. Sein Forschungsvorhaben trägt den Titel „Fundamentale Funktionsweise Organischer Solarzellen – ein komplementärer Ansatz aus Experiment und Simulation“.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben?

Mein Forschungsinteresse gilt der fundamentalen Funktionsweise Organischer Solarzellen. Dieser Solarzellentyp kann aus der Flüssigphase als Gemisch aus zwei organischen Halbleitermaterialien hergestellt werden, beispielsweise mittels moderner Druckprozesse ähnlich dem Zeitungsdruck: Das geht prinzipiell mit hohem Durchsatz und zu günstigen Preisen. Mein Ziel ist es, ein grundlegendes Verständnis der physikalischen Abläufe innerhalb dieser „Plastik“-Solarzellen zu erlangen – von der Lichtabsorption bis hin zum Stromfluss, also der Umwandlung von Sonnenlicht in die höchste Energieform, den Strom. Der erkenntnisorientierte Ansatz ist die Voraussetzung für eine gezielte Optimierung dieser photovoltaischen Zellen. Das Verstehen der Verlustmechanismen, also Schwachpunkte der Solarzelle, erlaubt es, die Lichtumwandlung in Strom effizienter zu machen. Analog zur Nutzung der Sonnenenergie

im Rahmen alternativer Energiewandlung an sich gilt: Das hohe Potential dieser Technologie ist da, es muss nur genutzt werden.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Da ich als wissenschaftlicher Assistent innerhalb des Lehrstuhls für Experimentelle Physik VI der Universität Würzburg eine Gruppe mit 15 Doktoranden und zahlreichen Studenten leite, können wir verschiedene viel versprechende Themen bearbeiten. Innerhalb der anwendungsorientierten Grundlagenforschung betrachten wir z. B. in der Verbindung von Experiment und Simulationsrechnungen, welche Faktoren die Umwandlung von Licht in Ladungen, also den Photostrom, beeinflussen. Auf der anwendungsorientierten Seite arbeiten wir mit Kooperationspartnern zusammen, um den Aufbau der Solarzellen hinsichtlich der Herstellung mittels Druckverfahren zu optimieren.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg?

Es fanden schon erste Treffen der Kollegiaten statt, die ersten Vorträge wurden gehalten bzw. gehört. Dabei ist mir vor allem der offene, interessierte Umgang miteinander sehr positiv aufgefallen, der trotzdem Raum für konstruktiv kritische Fragen lässt oder sogar schafft. Vom interdisziplinären Rahmen des Kollegs erwarte ich eine Erweite-

rung meines wissenschaftlichen Horizonts, nicht nur die Inhalte, sondern auch die Herangehensweise bzw. Methodik der anderen Fachbereiche betreffend.

Wie kamen Sie zu Ihrem Fachgebiet?

Schon in der Schule fühlte ich mich zum mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich hingezogen. Es hat sich dann recht schnell ergeben, dass ich Physik studieren würde. Im dritten Studienjahr, meinem ersten Jahr in England, waren Forschungsprojekte fest in den Lehrplan eingebaut. Eigentlich für einen Tag pro Woche vorgesehen, war ich bald jeden Tag im Labor. Schon damals habe ich versucht, die Experimente mit Berechnungen zu ergänzen. Das Projekt war eine intellektuelle Herausforderung, trotz guter Betreuung sehr eigenständig und hat mich sehr motiviert. Es war im Bereich der Halbleiterphysik angesiedelt, und dabei bin ich geblieben.

Welche Stationen Ihrer bisherigen Laufbahn haben Sie geprägt?

Jede Station war auf ihre eigene Weise prägend. Während meines Studienaufenthaltes in England war die Freude an der ersten eigenständigen Forschungsarbeit ein Höhepunkt. Die Promotionsarbeit in Oldenburg hat mir erlaubt, diese Eigenständigkeit weiter auszu-



bauen. Während der zweijährigen Postdoczeit in Belgien hatte ich den ersten eigenen Kontakt zu organischen Halbleitern und habe inhaltlich viel gelernt – unter anderem von einem theoretischen Physiker, Vladimir Arkhipov, der inzwischen leider verstorben ist. Seit ich 2005 nach Würzburg kam, habe ich von meinem Professor, Vladimir Dyakonov, sehr viel Freiheiten bekommen, was Forschungsrichtung und Gruppenorganisation angeht; dies hat sich sehr positiv auf meine Kreativität und gestalterische Freiheit ausgewirkt.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Eine schwierige Frage, weil ich mit Leib und Seele Wissenschaftler bin. Ich bin aber der festen Überzeugung, dass man sein Glück in sehr unterschiedlichen Richtungen finden kann. In anderen Fachbereichen hätte mich u. a. die Biologie, genauer die Ornithologie, gereizt.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Es gibt einige Wissenschaftler, die mich faszinieren, wie beispielsweise Richard Feynman oder Max Planck. Wenn auch viele Aspekte dieser Persönlichkeiten vorbildlich sind und auch Leitlinien für mich und mein Streben darstellen, so habe ich dennoch nicht *ein* Vorbild im eigentlichen Sinne.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer Arbeit wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Als Wissenschaftler an einer Universität muss man sehr vielseitig sein. Neben der wissenschaftlichen Kreativität und Kompetenz sind gute Zeit- und Projektmanagementfähigkeiten sehr wichtig. Des Weiteren sollte man gut präsentieren können, die eigenen Projekte und auch sich

selbst: ob bedauerlich oder nicht, aber nicht nur die Inhalte zählen. Diese Fähigkeiten helfen auch bei der Lehre. Ganz wichtig: immer offen bleiben für neue Ideen. Was ich besonders schätze, ist die Kreativität meines Berufes und die flexible Zeiteinteilung.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Ich möchte gerne dauerhaft als Wissenschaftler arbeiten. Derzeit habe ich eine befristete Assistentenstelle (C1), und werde bald meine Habilitation abschließen. Mein Ziel ist eine Professur: Die ersten Bewerbungen laufen bereits.

Wie beurteilen Sie die Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Ich möchte hier exemplarisch ein Thema herausgreifen. Die Perspektive für junge Wissenschaftler in Deutschland ist derzeit nicht so geradlinig wie in anderen Ländern. Die Juniorprofessur war eine gute Idee, die meines Erachtens nicht konsequent umgesetzt wurde. Es gibt nur selten eine sog. „tenure track“-Option, etliche Juniorprofessoren habilitieren sich parallel wegen der unklaren Situation. Ich selbst habilitiere, habe aber schon eine erste Vorlesung halten dürfen. Ich persönlich würde eine klare Linie bevorzugen: Abschaffung der Habilitation, Stärkung der Juniorprofessur mit „tenure track“, gerne auch verstärkte Bewertungen der Lehre und Forschung.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Ich habe vielseitige Interessen, von denen ich die meisten am liebsten mit meiner Frau zusammen verfolge. Dazu gehören Radfahren, Skifahren oder Joggen, Aktivitäten also, die einen guten Ausgleich zur wissenschaftlichen Arbeit darstel-

len. Des Weiteren lese ich sehr gerne. Auch gegen schöne Urlaube und gute Restaurants habe ich nur wenig einzuwenden.

Steffen Döll (Jg. 1977) studierte Japanologie, Sinologie und Religionswissenschaft in München sowie Kioto und wurde 2009 promoviert. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Japan-Zentrum der LMU München. Sein Forschungsvorhaben trägt den Titel „Von Eremiten und Potentaten. Literaten im Kontext der ostasiatischen Geistesgeschichte.“



Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben?

Mein Habilitationsprojekt beschäftigt sich mit dem Phänomen der Literatengelehrten im Rahmen der ostasiatischen Geistesgeschichte. Dort spielte die chinesische Schrift die Rolle eines Mediums, das einen tatsächlich ostasiatischen, also über die Grenzen von Staaten und Kulturen hinweg zusammenhängenden Raum möglich machte.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Da ich mich noch sehr am Anfang des Projektes befinde, geht es im gegenwärtigen Stadium erstmal darum, konkrete Einstiege in den Themenkomplex zu finden. Dafür ist vor allem eine gründliche und umfassende Sichtung und Bewertung von Material notwendig: Welche Primärquellen erscheinen viel versprechend, welche Sekundärliteratur ist relevant?

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg?

Die Vorstellung meines Vorhabens im Förderkolleg hat mir schon ziemlich genau gezeigt, warum in der interdisziplinären Zusammensetzung unglaublich viel Potential liegt: Viele der Fragen und Reaktio-

nen haben Aspekte und Problematiken aufgeworfen, die mir so überhaupt noch nicht bewusst waren. Die Außenperspektive, also der auf dem spezifischen Fachwissen der Teilnehmer gründende Blick auf ein thematisch ganz anders gelagertes Gebiet, ist es, von der mein Projekt schon jetzt profitiert hat – neben der auszeichnenden Sichtbarmachung selbstredend, die der Aufnahme ins Förderkolleg ohnehin innewohnt.

Wie kamen Sie zu Ihrem Fach?

In die Asienwissenschaften bin ich mehr oder weniger „reingeschlittert“. Ich wollte mich zunächst vorwiegend mit Buddhismus beschäftigen, aber der Indologielehrstuhl der LMU war damals gerade vakant. Also habe ich mir Sinologie und Japanologie angeschaut und mich aufgrund der günstigen Auslandsstipendiensituation für Japanologie im Hauptfach, Sinologie im Nebenfach entschieden. Da liegt ein Thema, das sich für die Zusammenhänge zwischen japanischer und chinesischer Kultur interessiert, natürlich nahe.

Welche Stationen Ihrer bisherigen Laufbahn waren Ihnen besonders wichtig?

Das sind ganz klar die Auslandsaufenthalte, die mir in Japan ermöglicht wurden. Der Reichtum des hier nicht erhältlichen Materials, aber auch die anschauliche Lebendigkeit beispielsweise des Buddhismus oder der „klassischen“ Kulturformen in Japan wirkten enorm inspirierend. Ganz besonders bedeutsam war für mich aber auch, dass ich früh die Gelegenheit erhalten habe, zu lehren sowie eben gerade auch in der Lehre Fragestellungen für die eigene Forschung zu entwickeln.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ganz klar: Verlagsarbeit. Ich unterliege nach wie vor dem Irrglauben,

dass Lektoren einen tollen Beruf haben, in dem man mit hochinteressanten, praktisch fehlerfreien Manuskripten zu tun hat. Meine eigenen, von Fehlern und Unstimmigkeiten nur so strotzenden Entwürfe konnten mich nicht eines Besseren belehren. Außerdem koche ich für mein Leben gern und hatte eine Zeitlang mit dem Gedanken gespielt, eine japanische Nudelsuppenküche zu eröffnen (das ist nach wie vor mein Notfallplan).

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Es gibt eine ganze Reihe von Arbeiten, die ich sehr bewundere, aber relativ losgelöst von ihren Verfassern wahrnehme. Im Grunde genommen glaube ich, dass das Konzept eines Vorbildes mit einer wissenschaftlichen Haltung nicht recht zusammenpassen will. Anders formuliert: Natürlich habe ich Vorbilder, aber die sind nicht wissenschaftlicher Natur.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer Arbeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Zum einen natürlich die Lehre: Ich finde es faszinierend zu sehen, wie sich die eigenen Gedanken, die man auszuformulieren und zu vermitteln versucht, verändern und – im günstigsten Fall – klären. Zum anderen das Übersetzen (und vielleicht ist das Lehren nur ein Sonderfall dieser viel grundlegenden Tätigkeit) als der Versuch, sich den Herausforderungen eines Textes zu stellen und seinen Ansprüchen gerecht zu werden. Ein durchweg kreatives und sinnstiftendes Unterfangen, wie ich finde. Was die Eigenschaften angeht, so glaube ich, dass der Wille, in Frage zu stellen und in Frage gestellt zu werden, die Fähigkeit zur stringenten und verständlichen Interpretation komplexer Sachverhalte sowie die Adaption der

Darstellung an die Bedürfnisse der Zuhörer unerlässlich sind.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Dass die Unterstützung anhält, die mir bis jetzt von vielen Seiten zuteil geworden ist und ohne die ich heute nicht hier wäre. Dass sich die Hochschule nicht auf Teufel komm raus verändert und wissenschaftspolitisch erzwungene Einsparungen zur Abwechslung auch mal an den richtigen Stellen vorgenommen werden. Dass ich auch mal wieder ein wenig mit der Hand schreibe. Dass Bücher billiger werden und das Internet uns nicht alle auffrisst.

Wie beurteilen Sie die Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Die Lage des Mittelbaus an den Universitäten ist ernst. Ohne den Mittelbau kann keine Grundversorgung der Studierenden und keine sinnvolle Strukturierung von Studiengängen erfolgen. Ebenso scheinen mir Exzellenzinitiativen, Drittmittelakquise und Ähnliches dem Ideal einer über die Mode und Unsicherheiten kurzfristiger Veränderungen erhabenen Wissenschaft entgegenzuwirken. Im schlimmsten Fall stünde zu befürchten, dass mit ihrer Verwirtschafterlichkeit die Universität als – um mit Derrida zu sprechen – ebenso unbedingter wie notwendiger „Ort, an dem nichts außer Frage steht“, zu Grunde geht.

Was mögen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Kochen und essen (das tue ich allerdings auch, wenn ich forsche), spazieren gehen, Kino, Detektivromane (ich bin immer und grundsätzlich überrascht, wer's schlussendlich war).



Die Fragen stellte Ellen Latzin.

Hinweis

Stipendien für das Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften werden jährlich bayernweit ausgeschrieben. Die Zahl der Kollegiatinnen und Kollegiaten erhöht sich in den kommenden Jahren auf insgesamt 18. Die Ausschreibung für das Kollegjahr 2011 hat bereits begonnen, die Bewerbungsfrist endet am 15. Oktober 2010.

Weitere Informationen:
www.badw.de/foerderkolleg/



KONFERENZ

Supraleitung – Faszinosum und Herausforderung

WISSENSCHAFTLERINNEN UND WISSENSCHAFTLER VON DREI KONTINENTEN KAMEN AUF EINLADUNG DER FORSCHERGRUPPE HOCHTEMPERATURSUPRALEITUNG NACH MÜNCHEN.

VON RUDI HACKL

In einem Metall leiten gleichmäßig verteilte Elektronen den elektrischen Strom – diese intuitive Vorstellung stimmt für die meisten Materialien bei Raumtemperatur. Bei tiefen Temperaturen, z. B. unterhalb des Siedepunkts von Stickstoff bei -196 °C (77 K), treten jedoch häufig ganz neue Phänomene auf: Die Elektronen bilden eine interne Ordnung, die zu Erscheinungen wie Supraleitung führt. Dann verhält sich die Gesamtheit der Leitungselektronen wie ein einzelnes Elektron in einem Atom. Im übertragenen Sinne könnte man vielleicht sagen, ein Kollektiv von Menschen verhält sich anders als ein einzelner.

Was aber führt zu kollektivem Verhalten?

Diesen Fragen auf dem Gebiet der Supraleitung nachzugehen, war das Thema einer internationalen Konferenz über „Eigenschaften von Hochtemperatursupraleitern“. Vom 13. bis 16. April 2010 trafen sich 67 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter zahlreiche renommierte Gäste aus drei Kontinenten, in den Räumen der Akademie (Abb. 1), um ihre Ergebnisse vorzustellen und zu diskutieren. Im Zentrum standen die 2008 entdeckten Supraleiter auf Eisenarsenbasis, die Übergangstemperaturen von bis zu 55 K aufweisen. Eine der Materialklassen wurde von Dirk Johrendt und seiner Arbeitsgruppe an der LMU München entdeckt. Von BaFe_2As_2

(Abb. 2) abgeleitete Verbindungen sind heute die Basis für die meisten Experimente. Es scheinen gerade die Elektronen des Eisens zu sein, die in den FeAs-Ebenen entweder zu magnetischer Ordnung oder zu Supraleitung führen. Ersetzt man z. B. Barium teilweise durch Kalium, wird der Magnetismus kontinuierlich zugunsten der Supraleitung unterdrückt. Deshalb vermutet man, dass die direkte Wechselwirkung zwischen den Eisenelektronen ohne Umweg über Schwingungen des Kristallgitters für beide Ordnungsphänomene verantwortlich ist. Was letztlich das Zünglein an der Waage war, wurde zum Gegenstand intensiver Diskussionen und wird die Forscher wohl noch einige Zeit beschäftigen.

Warum ist das eine so leidenschaftlich diskutierte Frage?

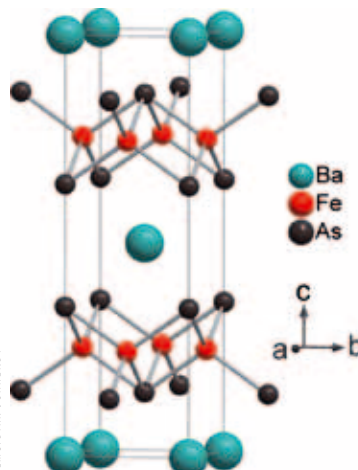
Zum einen zeigen die Kupferoxidverbindungen, die Supraleitung bei bis zu 160 K aufweisen und sich seit mehr als 20 Jahren einer Erklärung entziehen, eine ähnliche Nachbarschaft verschiedener Ordnungsphänomene. Zum anderen setzt sich immer mehr die Überzeugung durch, dass man neue Supraleiter in Materialklassen mit starker direkter Wechselwirkung zwischen den Elektronen suchen muss. Da die Supraleitung schon heute große technologische Bedeutung hat, ist das ein wichtiger Faktor.

Die Tagung wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen der vom Walther-



BADW

Meißner-Institut koordinierten Forschergruppe „Hochtemperatursupraleitung in Kupferoxidverbindungen“ (FOR538) großzügig unterstützt. Das Programm läuft am 30. Juni 2010 aus, geht aber nahtlos in ein DFG-Schwerpunktprogramm zu den Eisenarseniden (SPP1458) über.



LMU/DIRK JOHRENDT

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Sprecher der Forschergruppe „Hochtemperatursupraleitung in Kupferoxidverbindungen“.



ÜBERBLICK

Mekka der internationalen Mittelalterforschung

DIE MEDIÄVISTIK IN MÜNCHEN: EIN ÜBERBLICK ÜBER ZENTRALE STÄTTEN DER FORSCHUNG UND LEHRE.

VON CLAUDIA MÄRTL

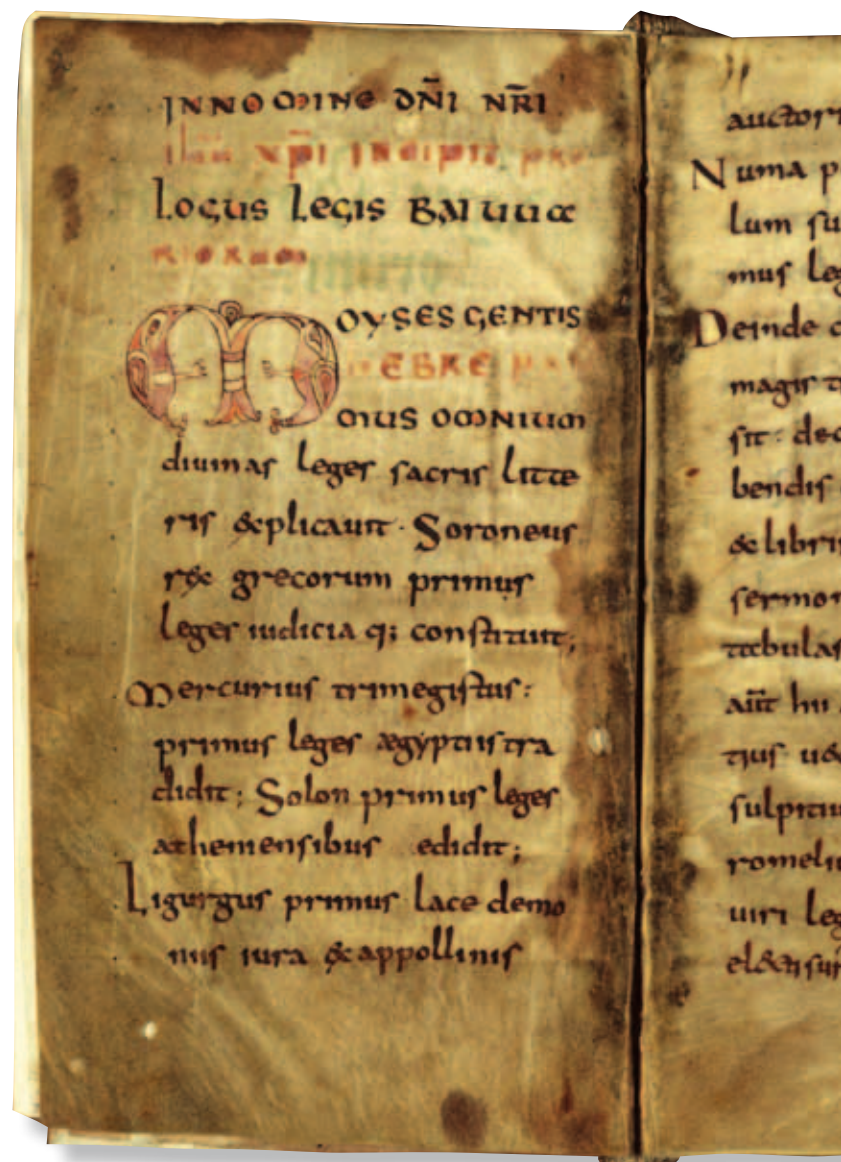
Im Stadtbild von München hat das Mittelalter auf den ersten Blick fast keine Spuren hinterlassen, sieht man von der Frauenkirche ab, die als beeindruckender spätgotischer Baukörper mit ihren Zwiebeltürmen die Stadtsilhouette beherrscht. Dass die bayerische Landeshauptstadt als Mekka der internationalen Mediävistik gilt, verdankt sie einer Konzentration an Stätten der Forschung und Lehre, die in Deutschland ihresgleichen sucht. Historische Zufälle und planvolle Politik trugen gleichermaßen dazu bei, München seine heutige Rolle auf dem Feld der Mittelalterforschung zu verschaffen.

Reichhaltiger Fundus: Bibliotheken und Archive

Um mit den Grundlagen zu beginnen: Wer mit der originalen Überlieferung des Mittelalters arbeitet, findet in München – nur den sprichwörtlichen Steinwurf voneinander entfernt – zwei der

europaweit reichhaltigsten Depots mittelalterlicher Handschriften und Urkunden. Die Bayerische Staatsbibliothek, in deren Altbeständen die Sammlungen wittelsbachischer Fürsten der Frühen Neuzeit mit den Bibliotheken von etwa 150 bayeri-

schen und schwäbischen Klöstern zusammengefloßen sind, genießt durch ihren Fundus an Codices und Inkunabeln, der jedes Jahr zahlreiche Forscher aus dem In- und Ausland anzieht, Weltrang. Sie beherbergt auch das größte DFG-



Die älteste Handschrift der „Lex Baiuvariorum“ ist ein kleiner „Taschencodex“ (B. Bischoff) von 17 x 9,4 cm, geschrieben in einer frühen karolingischen Minuskel um 800, möglicherweise „in der Umgebung von Regensburg“. Die Lex, in der „das echte bayrische Volksrecht [...] nur wie durch eine Mattscheibe schimmert“ (so der Rechtshistoriker K. Beyerle in seiner Ausgabe des Faksimile 1926) und die stark von westgotischem Recht geprägt ist, entstand mutmaßlich um 740 in Regensburg (P. Landau, Sitzungsberichte der BADW Phil.-hist. Kl., 2004, 3). Das vollständige Digitalisat findet man unter <http://epub.ub.uni-muenchen.de/10923/>.



finanzierte Handschriftenerschließungszentrum in Deutschland. Der Blick in einen der hier erarbeiteten Handschriftenkataloge belehrt rasch darüber, dass die damit geleistete wissenschaftliche Erfassung auch durch die voranschreitende Digitalisierung nicht obsolet werden wird. Zuerst mit besonders wertvollen Beständen begonnen, umfasst das vielfältige digitale Angebot der Staatsbibliothek inzwischen nicht nur „highlights“, wie etwa das Exemplar des *Liber cronicarum* aus dem Besitz des Hartmann Schedel mit seinen Anmerkungen, sondern es werden zunehmend auch einfache Texthandschriften ins Netz gestellt. Obgleich im Umfang

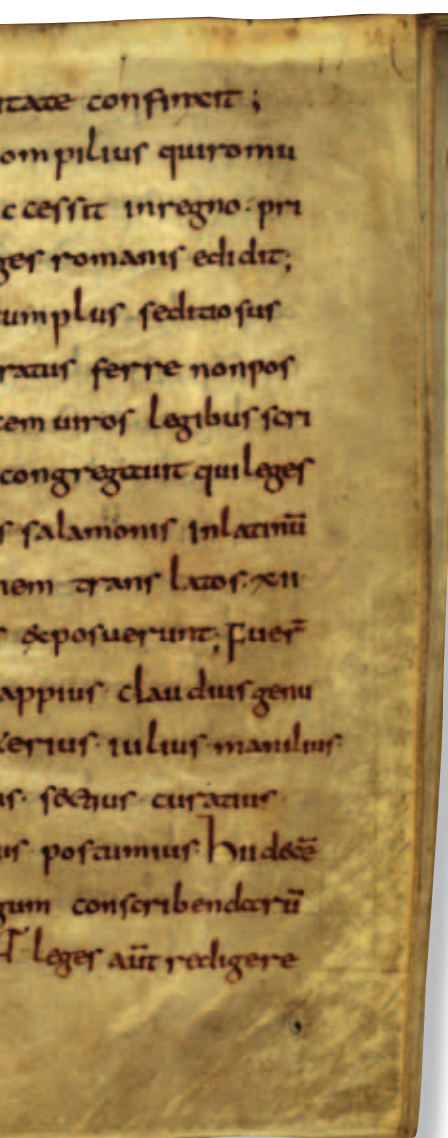
nicht mit der Staatsbibliothek zu vergleichen, besitzt auch die Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität einen ansehnlichen Altbestand, dessen Kern auf die Büchersammlung der 1472 in Ingolstadt etablierten Artistenfakultät zurückgeht. Unter den etwa 650 mittelalterlichen Handschriften finden sich ausgesprochene Raritäten wie eine Handschrift der *Lex Baiuvariorum* aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts, die ebenso wie andere Zimelien im Projekt Keimelion digital zugänglich gemacht wurde.

Als zweites großes Depot mittelalterlicher Dokumentation neben der Bayerischen Staatsbibliothek ist das Bayerische Hauptstaatsarchiv zu nennen, das nicht nur Urkunden und Akten wittelsbachischer Territorien, sondern auch der an Bayern gefallenen geistlichen Institutionen, wie der Diözesen Freising, Passau und Regensburg oder der bereits erwähnten 150 säkularisierten Klöster, aufgenommen hat und weitere Bestände, so etwa einen Teil des Archivs der Reichsstadt Regensburg, verwahrt. Die überregionale Bedeutung erhellt schon daraus, dass allein die Zahl der Klosterurkunden, von denen die ältesten aus dem 8. Jahrhundert stammen, mit etwa 110.000 angegeben wird. Das Hauptstaatsarchiv beteiligt sich an dem internationalen Kooperationsprojekt Monasterium.Net, einem virtuellen Archiv, das Urkunden aus mitteleuropäischen Klöstern, zum Teil zusammen mit Regesten, digital zugänglich macht (s. S. 20–22). Man wird diese Digitalisierungsprojekte sowohl wegen der Konservierung der unersetzlichen Originalmaterialien als auch wegen des erleichterten Zugangs zum kulturellen Erbe des Mittelalters von Herzen begrüßen. Sie tun eine Fundgrube möglicher

Entdeckungen auf und eröffnen überdies neue Perspektiven für die akademische Lehre. Allerdings wird auch in Zukunft eine sachkundige Erschließung unverzichtbar sein, sollen diese Quellen für die eigene Gegenwart zum Sprechen gebracht werden.

Nutzerfreundliche Editionen: die Monumenta Germaniae Historica

Nicht nur der Laie, auch ein großer Teil der Mittelalterforscher und -forscherinnen wird nicht selbst zu Handschriften oder Urkunden greifen, sondern die Texte in gedruckter und bequem zugänglicher Form benutzen wollen. Die Erschließung der schriftlichen Überlieferung des mittelalterlichen Deutschen Reiches durch kritische Editionen haben sich die Monumenta Germaniae Historica zur Aufgabe gemacht. Nach ihrer Gründung im Jahr 1819 in Berlin ansässig, zogen sie nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nach München um, da der Freistaat Bayern die Finanzierung zugesichert hatte, und sitzen heute im Gebäude der Bayerischen Staatsbibliothek. Das Forschungsinstitut veröffentlicht alljährlich zahlreiche Publikationen, seien es Editionen lateinischer und deutscher Texte verschiedensten Inhalts, Hilfsmittelbände zur Quellenerschließung, längere oder kürzere Monographien. Die von ihm herausgebrachte „Zeitschrift Deutsches Archiv“ enthält neben einem Aufsatzteil einen umfangreichen, das gesamte Spektrum der internationalen Mittelalterforschung erfassenden Rezensionsteil. Auf ihrer Website stellen die Monumenta Germaniae Historica die Texte ihrer Editionen in Form der dMGH digital zur Verfügung. Zu den Internetangeboten zählt auch ein OPAC, der über den reinen Bibliothekskatalog hinaus zusätzliche Informationsmöglichkeiten, etwa in Gestalt von Verlinkungen zum Rezensionsteil des Deutschen



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK MÜNCHEN, CIM. 7

Den Lesesaal der Monumenta Germaniae Historica überspannen drei mächtige Gewölbe im Nordrisalit der Bayerischen Staatsbibliothek München, Ludwigstraße 16. Seit Jahrzehnten ist dieser Saal eine Begegnungsstätte für Mittelalterforscher aus aller Welt.

Archivs, bietet. Es sollte darüber allerdings nicht übersehen werden, dass die Monumenta Germaniae Historica in einem ganz realen Sinn einen Ort für mediävistische Spitzenforschung darstellen, da sie über eine ausgezeichnete Spezialbibliothek verfügen (s. S. 28–30). Die Attraktion dieser Bibliothek macht die Monumenta zumal in Zeiten, da an in- und ausländischen Universitäten vorlesungsfreie Zeiten herrschen, zu einem „Institute for Advanced Study“, an dem sich Mittelalterforscher aus aller Welt begegnen.

Breit angelegte Forschung: die Bayerische Akademie der Wissenschaften

Grundlegende Erschließungsarbeit wird in München an vielen Orten betrieben. Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren Kommissionen Editionen, Lexika, Repertorien und Wörterbücher erarbeiten, die für alle Bereiche der Mittelalterforschung von Belang sind, gebührt hier ein Platz in der vordersten Reihe. Als besonders traditionsreiche Einrichtung ist in dieser Hinsicht die Historische Kommission (s. S. 36–38 und S. 46–47) zu nennen, die – neben neuzeitlich orientierten Projekten – derzeit zwei Unternehmen betreibt, die in ihrem unterschiedlichen Zuschnitt für die Wandlungsfähigkeit mediävistischer Forschung stehen können: zum einen die Ältere Reihe der Deutschen Reichstagsakten, ein in herkömmlicher Form Band für Band erscheinendes Editionsvorhaben, das eine sorgfältige Sammlung



und Sichtung der weit verstreuten archivalischen Überlieferung voraussetzt, zum anderen das im Aufbau befindliche *Repertorium Academicum Germanicum*, ein online gestelltes prosopographisches Verzeichnis jener Personen aus dem Gebiet des Alten Reichs, die von 1250 bis 1550 einen akademischen Grad erworben haben.

Unter den Kommissionen der Bayerischen Akademie gibt es zudem nicht wenige, die spezifisch auf die Bearbeitung mittelalterlicher Quellen ausgerichtet sind, seien es Urkunden (s. S. 32–33), Inschriften (s. S. 48–49), illustrierte deutschsprachige Handschriften (s. S. 15–19), Bibliothekskataloge oder philosophische Texte. An dieser Stelle sei nur die kritische Edition der Urkunden des Staufers Friedrich II. (1194–1250) hervorgehoben, da sie, ein Langzeitprojekt von europäischer Bedeutung, zugleich die Kooperationsmöglichkeiten vor Ort in München zu illustrieren vermag: Der Leiter der Kommission für ihre Herausgabe, Walter Koch, hatte

einen Lehrstuhl für Geschichtliche Hilfswissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität inne, die beiden Mitarbeiter haben ihren Arbeitsplatz im Historischen Seminar, und die Edition selbst erscheint in der Reihe *Diplomata* bei den Monumenta Germaniae Historica (s. S. 34–35). Neben Editionen betreut die Bayerische Akademie auch zwei Wörterbücher, das Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache und das Mittellateinische Wörterbuch (s. S. 50–51), sowie ein Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“ (s. S. 55–59). Dieses Repertorium führt einen Teilbereich des 2007 abgeschlossenen internationalen *Repertorium fontium historiae medii aevi* fort, mit dem Ziel, ein umfassendes Rechercheinstrument für jene Quellen zu schaffen, die auf dem Boden des Alten Reiches entstanden sind. Informationen zur handschriftlichen Überlieferung, zu Editionen und Forschungsstand, Links zu digitalen Angeboten: All dies sollen die Lemmata des Repertorium in fortwährend aktualisierter Form online bieten. Die Umwandlung des bislang in Form von PDF-Dateien ins Netz gestellten Materials in eine

Datenbank wird derzeit mit Hilfe einer auf zwei Jahre gewährten Förderung durch die DFG betrieben. Außerdem wird es nötig sein, durch die Aufnahme neuer, im *Repertorium fontium* noch nicht behandelter Autoren und Werke dem erweiterten Horizont der mediävistischen Forschung Rechnung zu tragen. Es versteht sich von selbst, dass die Arbeit an einem derartigen Vorhaben ausgezeichnete Bibliotheksverhältnisse bedarf, um in akzeptabler Geschwindigkeit voranzuschreiten, und vor allem dank Bayerischer Staatsbibliothek und Bibliothek der Monumenta Germaniae Historica in München auf günstige Bedingungen trifft.

Interdisziplinäre Verbünde: die LMU München

Ein breites Spektrum an Fächern, die sich ganz oder in einem Teilbereich dem mittelalterlichen Jahrtausend widmen, wird an der Ludwig-Maximilians-Universität gepflegt, wo etwa 80 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die sechs Fakultäten angehören, mediävistische Interessen verfolgen (s. S. 12–14 und S. 52–54). Im Jahr 2000 bildete sich ein interdisziplinärer Zusammenschluss in Gestalt eines „Projektforums Mittelalter und Frühe Neuzeit“, das 2008 in ein „Zentrum für Mittelalter- und Renaisanceforschung“ (ZMR) umgewandelt wurde. Ziel des ZMR ist es, die Vernetzung von Forschung und Lehre der mediävistischen Fächer zu fördern, wobei besonders auf die Nachwuchsförderung Gewicht gelegt wird. Mittlerweile kann das ZMR auf eine ganze Reihe gemeinsamer interdisziplinärer Unternehmungen zurückblicken. So findet jeweils im Sommersemester eine öffentliche Ringvorlesung statt, während in der vorlesungsfreien Zeit nach jedem Sommersemester eine einwöchige Ferienakademie für fortgeschrittene Studierende

angeboten wird, die sich eines wachsenden Zuspruchs erfreuen kann. Als wichtigste Initiative wird man zweifellos die Bildung einer Nachwuchsforschergruppe zu dem Thema „Kulturelle und religiöse Diversität in Mittelalter und Renaissance“ betrachten dürfen. In ihr haben sich ein Doktorand und fünf Doktorandinnen verschiedener Fächer zusammengefunden, die aus vom ZMR eingeworbenen Mitteln gefördert werden. Die Nachwuchsgruppe hat im Oktober des vergangenen Jahres eine internationale Tagung zum Thema „Rhetorik und Diversität“ in der Kaulbach-Villa, dem Sitz des Historischen Kollegs, abgehalten, deren Akten in diesem Jahr erscheinen sollen.

Abgesehen von den Aktivitäten des ZMR gibt es an der Ludwig-Maximilians-Universität zahlreiche weitere mediävistische Einzelprojekte und Verbünde, an denen Mittelalterforscher neben Vertretern anderer Epochen und Disziplinen beteiligt sind. Ein zweiter, für die Mittelalterforschung und ihre Verortung in München wichtiger Verbund ist auf Anregung von Marc-Aeilko Aris (Mittelaltersprache Philologie) in Gestalt des „Münchner Zentrums für Editionswissenschaften“ (MueZe) ins Leben gerufen worden. MueZe soll ein Forum für Editionsprojekte aller Epochen und Disziplinen bieten und insbesondere den Austausch zwischen Projekten erleichtern, die an der Universität und solchen, die an anderen Münchener Einrichtungen betrieben werden.

Als ein Kooperationsprojekt neueren Datums sei das DFG-Projekt „Schriftlichkeit in süddeutschen Frauenklöstern“ angeführt, das von der Bayerischen Staatsbibliothek, dem Hauptstaatsarchiv, der Westfälischen Wilhelms-Universität betrieben und von der LMU unter-

stützt wird (s. S. 23–25). Ziel des Projekts, in dem Mitarbeiterinnen aus München und Münster beschäftigt sind, ist es, die auf Staatsbibliothek und Hauptstaatsarchiv verteilte mittelalterliche Dokumentation aus fünf bayerischen Frauenklöstern zu erfassen und zu analysieren. Die Fragestellung richtet sich dabei auf den Anteil, den die Insassinnen dieser Klöster an der Handschriftenproduktion wie der schriftlichen Verwaltung ihrer Institutionen gehabt haben mögen. Das Projekt nimmt damit ein Thema in den Blick, das für Bayern – im Gegensatz etwa zu norddeutschen Frauenklöstern – bis jetzt sträflich vernachlässigt wurde. Dazu hat sicher beigetragen, dass in der Säkularisation Handschriften, Urkunden und Akten der bayerischen Klöster verschiedenen Einrichtungen überwiesen wurden: Obwohl Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek und Benutzersaal des Hauptstaatsarchivs nur den besagten Steinwurf voneinander entfernt liegen, verhinderte die Trennung des Materials die nötige ganzheitliche Betrachtung.

Lebendigkeit und Vielfalt

Dieser Beitrag kann selbstverständlich nur Schlaglichter auf die Mittelalterforschung in München werfen und hat vieles, auch Wichtiges, übergangen. Noch gar nicht zur Sprache gekommen ist zum Beispiel Kunsthistorisches: das Zentralinstitut für Kunstgeschichte mit seiner auch für Mediävisten unschätzbaren Bibliothek, das Bayerische Nationalmuseum als eines der größten Mittelaltermuseen Bayerns, die Alte Pinakothek ... Es fällt schwer, auf derart knappem Raum einen auch nur halbwegs vollständigen Überblick der Münchner Mediävistik zu versuchen. Das liegt vielleicht gerade in der Lebendigkeit und Vielfalt der Mittelalterforschung begründet. Mittelalter ist eben überall ...



Die Autorin hat seit 2001 den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte mit dem Schwerpunkt Spätmittelalter an der LMU München inne. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Überlieferungsgeschichte lateinischer Texte des Mittelalters, die spätmittelalterliche Historiographie, die Geschichte des Humanismus und seiner Verbreitung, die Sozialgeschichte der spätmittelalterlichen Kurie und die Entwicklung des Gesandtschaftswesens in Italien. Sie ist o. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzende der Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“.

QUELLENARBEIT

Mittelalterliche Texte als Gegenstände und Bilder

DIE HISTORISCHEN GRUNDWISSENSCHAFTEN IN MÜNCHEN.

VON IRMGARD FEES

Vor kurzem hat das Historische Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität ein Traditionsfach umbenannt: Aus den Historischen Hilfswissenschaften, in München zuvor „Geschichtliche Hilfswissenschaften“ genannt, wurden „Historische Grundwissenschaften und Historische Medienkunde“. Wem das wie ein Modernismus klingen mag, dem muss man bewusst machen, dass mit der Umbenennung zwei Eigenschaften der Traditionswissenschaft Rechnung getragen wurde, die schon immer ihre Besonderheit aus-

machten: die Grundlagenforschung für die historische Forschung einerseits und die kritische Reflexion über die historischen Quellen selbst andererseits.

Doppelte Aufgabe der Historischen Grundwissenschaften

Nach wie vor zählen Erschließung und vorbereitende Kritik der historischen Quellen zu den zentralen Aufgaben des Faches. Die Beschäftigung mit Schriftgeschichte, Urkundenlehre, Siegel- und Wappenkunde, Zeitrechnung und Genealogie,

Münzkunde und Geldgeschichte dient in erster Linie dem Ziel, die Quellen zu datieren und in ihren zeitlichen und regionalen Besonderheiten zu erfassen. Eine breite Basis gesichert datierter und analysierter Stücke bietet die Voraussetzung dafür, dass undatierte Quellen chronologisch richtig eingeordnet, in ihrer Herkunft unbekannte Quellen sicher regional oder institutionell zugewiesen und Fälschungen erkannt werden können. Die Historischen Grundwissenschaften sind in den letzten Jahrzehnten darüber hinaus zu selbständigen Disziplinen der Kulturgeschichte geworden, die sich mit den Formen schriftlicher und nichtschriftlicher Kommunikation in der Gesellschaft vor allem, aber nicht nur des Mittelalters befassen.

An wenigen Beispielen sei diese doppelte Aufgabe des Faches demonstriert: Die Goldbulle Kaiser Friedrichs II. (Abb. 1) beglaubigt und sichert die Rechtmäßigkeit der Urkunde, an der sie angebracht wurde. Zugleich dient sie der Repräsentation und der Selbstdarstellung des Stauferherrschers, der den Empfängern der Urkunde mit all den Zeichen seiner Macht und seiner Herrschaft im Bild entgegentritt. Er präsentiert sich frontal, den Betrachter direkt anblickend, gekrönt, auf seinem Thron sitzend, Szepter und Reichsapfel als Herrschaftsinsignien in den Händen haltend, sie gleichsam vorweisend und dem Betrachter entgegenstreckend. Die



Abb. 1:
Goldbulle Kaiser Friedrichs II.

Untersuchung eines solchen Siegels dient dem *discrimen veri ac falsi*, also dem Nachweis der Echtheit der mit ihm besiegelten Urkunde, interessiert sich aber auch für seine Eigenschaft als Medium der Selbstdarstellung und seine Wirkung auf den Betrachter.

In roter Tinte ausgeführte Zeichen heben die Urkunde Karls II., des Kahlen, aus dem Jahr 870 (Abb. 2) aus der Masse der Urkunden des frühen Mittelalters, die nur sehr selten farbig gestaltet waren, heraus. Das Monogramm und der stilisierte Legimus-Schriftzug sind wiederum einerseits rechtssichernde Zeichen und verleihen andererseits dem Schenkungsdiplom besondere Feierlichkeit; mit dem aus byzantinischen Urkunden bekannten Legimus und der Verwendung roter Tinte machte Karl, König des Westfrankenreiches (840–877) und späterer Kaiser (875–877), zudem wohl bereits während der Zeit seiner Königsherrschaft imperiale Ansprüche geltend.

In Anspruch und Ausführung nicht mit kaiserlichen Siegeln oder königlichen Urkunden zu vergleichen, aber ebenfalls Zeichen von rechtserheblicher Bedeutung sind auch die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Notarssignete, individuelle Zeichen, mit denen Notare die von ihnen ausgestellten Urkunden beglaubigten (Abb. 3). Auch sie sind mehr als Rechtssymbol: Das persönliche und professionelle Selbstverständnis des Notars spiegelt sich in ihnen ebenso wie eine volkstümliche Bilder- und Symbolsprache, die es in ihren Einzelheiten noch zu entschlüsseln gilt. Die Erforschung der in vielen Tausend Exemplaren vorliegenden mittelalterlichen Notarszeichen steht erst am Anfang.

Abb. 2: Legimus aus einer Urkunde Karls des Kahlen.



BAYHSTA, DOMKAPITEL PASSAU 1497

Aktuelle Münchner Projekte

Die Beispiele entstammen einigen der Forschungsprojekte, die in München innerhalb der Historischen Grundwissenschaften oder in enger Verbindung mit ihnen betrieben werden:

- Der kritischen Aufarbeitung der Urkunden Kaiser Friedrichs II. widmet sich an der Professur schon seit 1990 ein von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften getragenes Langzeitunternehmen (s. dazu auch S. 34–35).
- Die Edition der Urkunden seines Sohnes Manfred wird in einem von der DFG finanzierten Projektvorhaben vorbereitet. Beide Editionen werden in enger Kooperation mit den Monumenta Germaniae Historica durchgeführt.
- Die Regesten Karls II., des Kahlen, welche an der Professur in Kooperation mit der an der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz angesiedelten Deutschen Kommission zur Bearbeitung der Regesta

Imperii entstehen, dienen dazu, der historischen Forschung über die für die Geschichte Europas grundlegende Zeit des 9. Jahrhunderts eine zuverlässige Grundlage zu verschaffen.

- Seit kurzem haben auch die Regesten König Ludwigs des Bayern (1314–1347), ebenfalls ein Projekt der Deutschen Regestenkommission, an der Professur eine Heimat gefunden, betreut in Kooperation mit der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Mittelalterliche Notarszeichen und Notarsurkunden insbesondere Bayerns werden in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv, der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns und der Abteilung „Bayerische und Deutsche Rechtsgeschichte“ des Leopold-Wenger-Instituts für Rechtsgeschichte an der LMU in Zukunft näher untersucht werden.
- Von europäischem Rang ist das 1984 eingerichtete „Epigraphische Forschungs- und Dokumentationszentrum“ (EFDZ), das die internationale Literatur zu den Inschriften des Mittelalters und der Neuzeit sammelt und nachweist. Die in die Bibliothek des Historischen Seminars integrierte Sammlung macht diese zur größten Fachbibliothek zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Epigraphik Europas. Die große, ebenfalls europäisch ausgerichtete Abbildungssammlung des Zentrums mit über 15.000 Aufnahmen (Abb. 4) wird der wissenschaftlichen Öffentlichkeit demnächst auch online zur Verfügung stehen.

Abb. 3: Notarszeichen eines bayerischen Notars auf einer Urkunde vom 13. Oktober 1480.

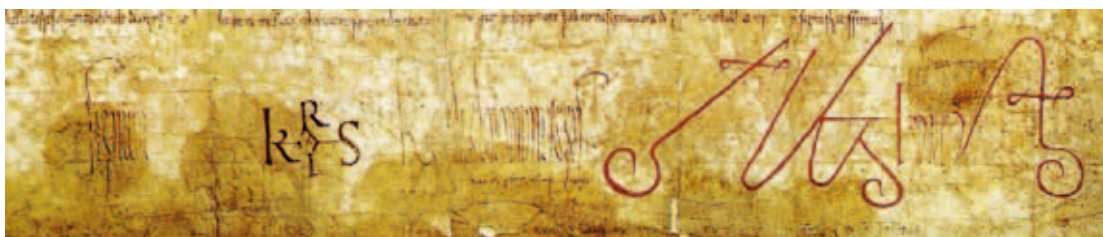


Abb. 4: Inschrift in einem Mosaik des 13. Jahrhunderts in der Markuskirche in Venedig: die Erschaffung der Tiere; aus der Bildersammlung des Epigraphischen Forschungs- und Dokumentationszentrums.



AUS: ETTORRE VIO (HRSG.), SAN MARCO, 2001, S. 288

Hauptaufgabe der Historischen Grundwissenschaften an der Universität ist selbstverständlich die Ausbildung von Studierenden. Die Kenntnisse und Fertigkeiten, die hier vermittelt werden, sind vor allem für Archivare, Kunsthistoriker und allgemein für Fachleute in Bibliotheken, Museen, Handschriftensammlungen und ähnlichen Institutionen von zentraler Bedeutung. Trotzdem wurde das Fach in den letzten Jahrzehnten an deutschen Universitäten insbesondere im Zuge von Sparmaßnahmen stark gekürzt; die LMU München ist eine der wenigen Universitäten in Deutschland, die noch über eine eigene Professur verfügt und an der das Fach im Haupt- und Nebenfach studiert werden kann. In München profitieren die Studierenden von den vielfältigen, sich über die gesamte Epoche des Mittelalters erstreckenden Forschungsprojekten, deren Untersuchungsergebnisse in die Lehre einfließen und deren wertvolle Materialsammlungen für die Ausbildung fruchtbar gemacht werden.

Die Autorin hat die Professur für Historische Grundwissenschaften und Historische Medienkunde an der LMU München inne.

Münchner Kostbarkeiten: Mittelalter „hautnah“

Ideale Bedingungen für die wissenschaftliche Ausbildung sind aber nicht nur durch die enge Verbindung von Forschung und Lehre gegeben, sondern auch durch die unvergleichlich gute kulturelle, wissenschaftliche und institutionelle Umgebung in München. Das Spektrum an Einrichtungen, die Kostbarkeiten beherbergen, welche zentrale Gegenstände der Forschung der Professur sind, ist überaus reich: Die Urkunden des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und zahlreicher anderer Münchener Archive, die kostbaren Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek, die Buchbestände der Monumenta Germaniae Historica, nicht zuletzt die Museen der Stadt wie das Bayerische Nationalmuseum, das Stadtmuseum und das Stadtarchiv München ermöglichen Forschungen ohne hohe Reproduktionsgebühren

und weite Archivreisen. Damit ist es schon im Studium möglich, Geschichte „hautnah“ zu erleben. Nicht nur theoretisch, sondern vor allem praktisch können die Studierenden lernen und arbeiten, Originalquellen einsehen und untersuchen und so ihre Qualifikationsarbeiten in enger Verbindung mit den mittelalterlichen Beständen und mit der im Umfeld des Instituts betriebenen Forschung erstellen.

An der Professur wurde darüber hinaus in den letzten Jahren eine Expertise im Bereich der Historischen Fachinformatik aufgebaut. Der digitalen Präsentation der Quellen gehört die Zukunft; deshalb ist es nötig, über die richtige Art und Weise zu reflektieren, mit der die Quellen im Internet präsentiert werden. Die Beteiligung der Professur am virtuellen Urkundenarchiv Monasterium.Net ist von der Überzeugung gespeist, dass sich die Wissenschaft auch über kollaborative Onlineplattformen der Gesellschaft öffnen kann.



ILLUSTRIERTE HANDSCHRIFTEN

Lücken in einer bayerischen Geschichte ...

... UND DIE BILDKULTUR AM MÜNCHNER HOF IM SPÄTEN 15. JAHRHUNDERT.

VON PETER SCHMIDT

Es ist nur scheinbar paradox: Der Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters (KdIH), zentrales Projekt der Kommission für deutsche Literatur des Mittelalters an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, ist zu einem gewissen Teil auch ein Katalog der *nicht* illustrierten Handschriften. Erfasst werden nämlich auch Codices, für die Illustrationen zwar geplant waren, aber nie zur Ausführung kamen. Auf den Seiten klaffen dann Leerräume, bei denen manchmal noch die einsamen Bildüberschriften von den ursprünglich geplanten Illustrationen zeugen. Derlei gab es erstaunlich häufig. Ob am Ende das nötige Kleingeld fehlte, um einen Buchmaler zu bezahlen, ob es am Zwang zu überstürzter Fertigstellung lag, an Planungsfehlern oder Konzeptänderungen, ist dabei meist nicht mehr zu rekonstruieren. Solche Objekte sind für den Forscher manchmal etwas unbefriedigend, denn für die harte Arbeit mit alten Büchern wünscht sich der Kodikologe doch hin und wieder zur Belohnung wenigstens das Vergnügen an schönen Bildern. Historisch aber können solche Lücken sehr interessant sein: Zeigen sie doch, in welchen Zusammenhängen der Auftraggeber oder der Entwickler des Konzepts einer Handschrift deren Ausstattung mit Bildern als notwendig empfand, um die Texte wirksam zu machen, ja um das Buch als multimediales Objekt zu aktivieren.

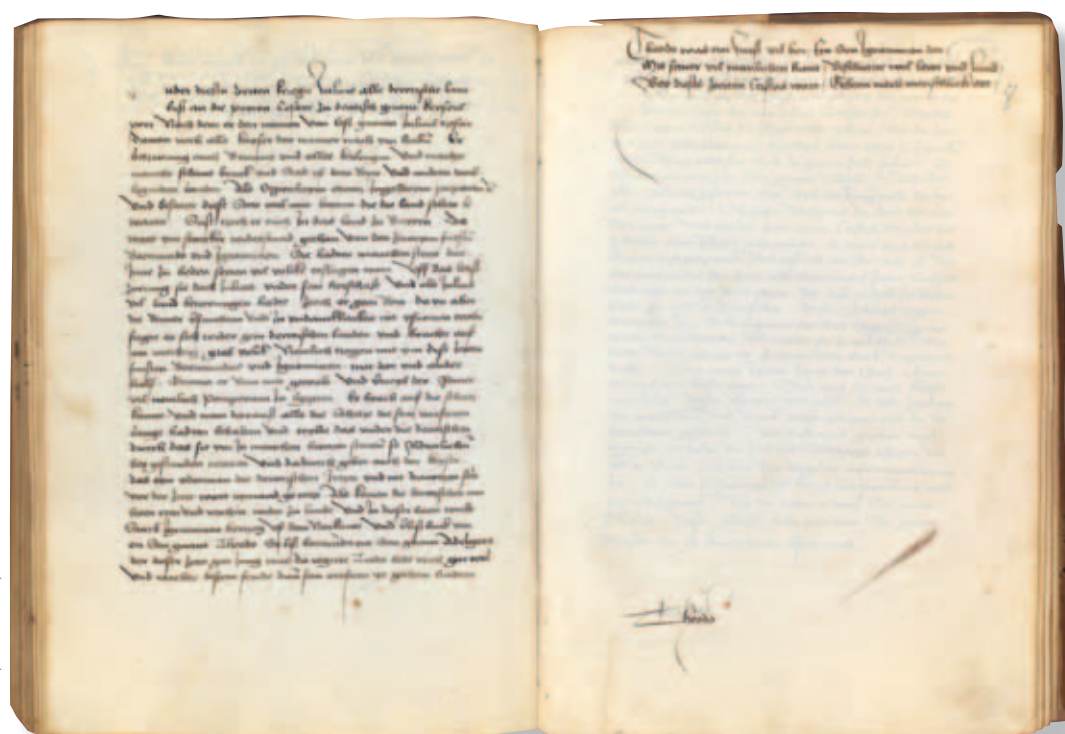
Illustrierte bayerische Chroniken

Gerade diese Fragestellung macht den Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters zu einem wertvollen Instrument für verschiedene Disziplinen. Er lässt das ganze thematische Spektrum der Überlieferung von Text-Bild-Systemen sichtbar werden, von religiösen über historiographische Werke bis hin zu naturwissenschaftlichen und technischen Inhalten sowie fiktionaler Literatur.

Ein für die bayerische Geschichte relevanter Fall von Leerstellen,

die sich unverhofft als interessant erweisen, verbirgt sich in der Beschreibung einer Handschrift der Stoffgruppe „Chroniken“. Die bayerischen Chroniken sind in Bd. 3, Lfg. 3 bereits publiziert. Illustrierte Codices haben sich nur von den Werken Veit Arnpecks und Ulrich Füetters erhalten. In der Leipziger Handschrift der Füetters-Chronik klaffen nun mehrere auffällige Lücken – 30 fast leere Seiten, die ursprünglich zur Aufnahme von Illustrationen gedacht waren (Abb. 1). Das ist so bemerkenswert wie bedauerlich, denn Füetters ist nicht nur als Literat und Historiograph, sondern auch als Maler dokumentiert. Die Zuschreibungen noch

Abb. 1: Leerstelle in der Leipziger Handschrift der bayerischen Chronik Ulrich Füetters.



UB LEIPZIG, MS. REP. IV. 6, FOL. 6V/7R

SLUB DRESDEN, P. 47, MSCR. P. 47, FOL. 3V



Abb. 2 und 3: Bildnisse
des Fürsten Theodo (links)
und Karls des Großen
(rechts) in der Dresdner
Füetrer-Chronik.



SLUB DRESDEN, P. 47, MSCR. P. 47, FOL. 22V

existierender Werke an ihn sind allerdings durchgehend zweifelhaft, so dass die Existenz illustrierter Handschriften seiner Werke von erhöhtem Interesse ist – auch wenn es keine Codices von seiner eigenen Hand sind. Im Umkreis des Hofes Herzog Albrechts IV. von Bayern-München schuf Ulrich Füetrer umfangreiche Dichtungen, die sich an die hochmittelalterliche Epik anlehnen. Zwischen 1478 und 1481 kompilierte er dann, vor allem auf der Basis älterer historiographischer Werke, eine Geschichte des Hauses Bayern bis zum Jahr 1479. Auch wenn sie schon bald von seinem jüngeren bayerischen Kollegen Aventinus (1477–1534) wegen ihrer Unzuverlässigkeit kritisiert wurde, ist sie doch ein bedeutendes Zeugnis für das neue Geschichtsbewusstsein am Münchner Hof Albrechts IV.

Lücken in der Chronik

Die Lücke in Füetters bayerischer Geschichte (s. Abb. 1), kann stellvertretend für alle Leerstellen in dieser Handschrift stehen: Während auf der linken Seite der Text der Chronik durchläuft, war rechts offenkundig das ganzseitige Bildnis eines dort erwähnten Bayernfürsten geplant. Am unteren Rand steht sein Name Theodo, oben befinden sich drei Paarreime, die seine Person charakterisieren: „Theodo was ein furst vil her / Ein son Igrammon der / Mit seiner vil manlichen hant / Beschutzte wol lewt vnd land / Bey dieses zzeiten Cristus wart / Geborn nach menschlicher Art.“ Dieser Theodo, der zur Zeit Christi gelebt haben soll, gehört zu der Reihe der legendarischen Urahnen des Herzogshauses. Nach heutiger Sicht gibt es auf der Basis harter Fakten keine Belege für seine Existenz; in den genealogischen Bemühungen

am Münchner Hof, speziell in Füetters Werk, spielt diese Schicht der Vorfahrenschaft aber eine wichtige Rolle in Hinblick auf den Nachweis der Anciennität, also des „uralten“ Herkommens des Herrschergeschlechts. In der gleichen Weise wie auf dieser Seite sind alle anderen Lücken dieses Codex strukturiert: Oben Verse zur Person, unten ihr Name, dazwischen der Raum für ihr Bild. In den Text von Füetters Chronik sollte also eine Bildnisreihe dort vorkommender Bayernfürsten integriert werden. Das ganzseitige Format lässt darauf schließen, dass es sich dabei um Illustrationen von einigem Anspruch handeln sollte.

Neu entdeckte Lückenfüllungen

Die Lücken in dieser Handschrift bedeuten also auch eine bedauerliche Lücke in unserem Wissen darüber, wie sich die Bemühungen

um eine dynastische Hausgeschichtsschreibung am Münchner Hof jener Jahre bildlich äußerten. Eine freudige Überraschung bedeutete es da, als jüngst bei der Erfassung der illustrierten genealogischen Handschriften im Rahmen des KdiH ein Codex in Dresden untersucht wurde. Auch er enthält die bayerische Chronik Ulrich Füetters. Hier waren im laufenden Text keine Illustrationen vorgesehen, doch ist ihm ein geschlossener Bildteil vorangestellt. Er besteht aus 122 Darstellungen bayerischer Fürsten. Jede ist so aufgebaut, wie die unausgeführten Bildseiten in der Leipziger Handschrift ursprünglich aussehen sollten: Oben charakterisierende Verse, dann das Bild, darunter der Namenszug (der in diesem Fall durch Papierschaden verloren ist). Der Vergleich der Seite zum Fürsten Theodo in den beiden Codices (Abb. 1 und 2) zeigt, dass sich in der Dresdner Handschrift jene Bildnisreihe vollständig erhalten hat, die in der Leipziger Fütterer-Chronik nicht zu Stande gekommen war.

Meisterliche Fürstenbildnisse

Die kolorierten Federzeichnungen sind von höchster künstlerischer Qualität. Besonders die sehr fein, doch mit souveränem Strich charakterisierten Gesichter lassen einen herausragenden Zeichner erkennen. Gleichzeitig aber wird deutlich, welch undankbare Aufgabe die Ausführung einer Reihe von 122 stehenden männlichen Fürsten, die differenziert darzustellen waren, ohne dass der Text spezifische Merkmale dieser lange verstorbenen Persönlichkeiten vorgab, für einen Künstler gewesen sein dürfte. Die Figuren wirken oft wie zusammengesetzt aus meist recht originellen und individualisierten Köpfen sowie Körpern aus einem Musterbuch. So entspricht die Figur Karls des Großen einem Typus, der für Ritterheilige wie auch für den



Abb. 4: Ausschnitt der Wandmalereien aus dem Alten Hof: Okharius und Tassilo III.

Hauptmann auf Kreuzigungsdarstellungen benutzt wurde; der neue Kopf erscheint etwas unorganisch aufgeschraubt (Abb. 3). Die Entstehung ist vorerst nur auf stilkritischer Basis etwa in den 1480er Jahren anzunehmen, die Vermutung muss erst noch durch weitere Argumente abgesichert werden. Sollte sie sich bestätigen, dann befindet sich im zweiten Teil dieses Bandes eine der frühesten Abschriften von Füetters bayerischer Chronik – denn deren Text ist von derselben Hand geschrieben wie die Tituli der Fürstenbildnisse. Die letzten Porträts der Reihe sind die von Herzog Albrecht IV. von Bayern-München (reg. 1465–1508), seinem Bruder Wolfgang und Georg dem Reichen von Bayern-Landshut (reg. 1479–1503).

Was die Herkunft des Codex betrifft, gibt eine Notiz des 17. Jahrhunderts den Hinweis, er habe sich bis Mitte des 16. Jahrhunderts in Würzburg befunden. Die Entstehung ist nach

der Schreibsprache aber in (Alt-) Bayern anzunehmen; ihre Thematik und das hohe Anspruchsniveau legen eine Verbindung zum Münchner Hof nahe, ohne dass sich das freilich handfest beweisen ließe. Mehrere neuzeitliche Kopien danach finden sich jedenfalls schon früh in der Münchner Hofbibliothek.

Genealogische Projekte am Münchner Hof

Diese Fürstengenealogie, die mit der Chronik Ulrich Füetters verbunden ist, lässt an eine weitere Gruppe von Handschriften ähnlichen Inhalts denken. Diese sind verknüpft mit einem anderen großen Projekt der bildlichen Repräsentation der Münchner Herzöge. Im Alten Hof wurde 1850 ein umfangreicher Wandmalereizyklus mit Fürstenbildnissen entdeckt, der von dem legendären Urahnen Bavarus bis zu Herzog Sigmund (reg. 1463–1467), dem mutmaßlichen Auftraggeber, reichte. Ein

kleiner Teil davon wurde abgenommen und hat sich im Bayerischen Nationalmuseum erhalten (Abb. 4). Einen Eindruck von seinem vollen Umfang gewährt noch ein fast vier Meter langer Rotulus, heute in der Bibliothèque nationale in Paris aufbewahrt, auf dem der Zyklus im 16. Jahrhundert vollständig kopiert worden war. Doch schon früher waren diese für die genealogische Repräsentation des Münchner Hofes außerordentlich wichtigen Wandmalereien ins Medium des Buches übertragen worden. Die älteste dieser Handschriften, die ins letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zu datieren ist, tauchte 1935 im Kunsthandel auf, wurde aber leider in Einzelblätter zerteilt und verstreut. Bislang sind erst sechs Blätter davon wieder aufgetaucht; eine Rekonstruktion versucht der KdiH, doch wird wohl nur ein kleiner Teil davon aufgrund der georteten Originalblätter und alter Abbildungen erkennbar werden. Diese Reste aber sind

KUPFERSTICHKABINETT BERLIN



Abb. 5 (links): Fragment der ältesten Kopie der Wandmalereien aus dem Alten Hof.

Abb. 6: Kopie des 16. Jahrhunderts nach den Wandmalereien aus dem Alten Hof.



HAB WOLFENBÜTTEL, 150 EXTRAVAGANTES, FOL. 5V



Abb. 7 (links): Der Welfe Ethico, Graf von Altdorf.

Abb. 8: Ethico in der Weingartener Welfenchronik.

wichtige Zeugnisse für die Transformation des Freskenzyklus in ein anderes Bildmedium.

Während der Rotulus eine fortlaufende Wiedergabe der vollständigen Fürstenreihe erlaubte, erforderte das zu blätternde Buch eine Auflösung in kleine Einheiten, wie das hier abgebildete Bruchstück im Berliner Kupferstichkabinett zeigt (Abb. 5). Die Aufteilung in Zweier- bis Dreiergruppen, die in dem ältesten Codex entwickelt worden war, erwies sich als so praktikabel, dass sie im 16. und 17. Jahrhundert wiederum dutzendfach kopiert wurde. Die Bayerische Staatsbibliothek besitzt eine ganze Reihe solcher späten Repliken.

Eine weitere Neuentdeckung

Auch auf diesem Gebiet gibt es eine Neuentdeckung im Rahmen der Arbeit am KdiH zu vermelden. Eine Handschrift der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Herzog

August Bibliothek in Wolfenbüttel ließ sich als qualitativvolle Kopie aus dieser Gruppe identifizieren (Abb. 6). Von besonderem Interesse ist hier, dass die bayerische Fürstenreihe zusammengebunden ist mit einer Bildnisreihe der Welfen. Diese geht auf den Prunkcodex der Weingartener Welfenchronik aus der Zeit um 1510 zurück (Abb. 7 und 8). Im 16. Jahrhundert wurden in München mehrere umfangreichere Reihen von Herrscherbildnissen aus diesen beiden Quellen kompiliert, wenn es darum ging, die Geschichte des Herzogtums Bayern nicht allein aus wittelsbachischer Perspektive in Fürstenbildnissen zu erzählen.

Die Wandmalereien im Alten Hof sind ein monumentales Zeugnis für das Bemühen des Herzogshauses, seinen Rang genealogisch zu

begründen. Die Kopien, die bald in zahlreichen Codices und einem Rotulus angefertigt werden, stehen am Anfang illustrierter genealogischer Handschriften in deutscher Sprache. Die Tradition bebildeter lateinischer Genealogien ist älter, die Überlieferung in der Volkssprache setzt jedoch erst im 15. Jahrhundert ein. Die neu entdeckte bzw. erstmals in ihrer Bedeutung erkannte Handschrift in Dresden, die mit Ulrich Füetters Chronik verbunden ist, verweist nun auf einen weiteren Strang der Überlieferung, der etwa zur gleichen Zeit einsetzt und einem ähnlichem Strukturprinzip folgt, aber von den Fresken des Alten Hofes unabhängig ist. Dessen nähere Erforschung steht noch aus. Aber genau darin besteht ja die Aufgabe des Projekts KdiH an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften: Neues Material freizulegen und der Forschung zur Verfügung zu stellen. Spektakuläre Funde eingeschlossen.



Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters (KdiH), einem Vorhaben der Kommission für deutsche Literatur des Mittelalters der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, und Privatdozent an der Universität Frankfurt. Er ist Verfasser zahlreicher interdisziplinärer Studien an der Schnittstelle zwischen Geschichts-, Kunst- und Literaturwissenschaft.

DIPLOMATIK

Das virtuelle Urkundenarchiv „Monasterium“

UMFANGREICHE MITTELALTERLICHE URKUNDENBESTÄNDE DES BAYERISCHEN HAUPTSTAATSARCHIVS SIND IM INTERNET VERFÜGBAR.

VON JOACHIM KEMPER

Mittelalterliche Urkunden stellen eine herausragende Quellengruppe zur Erforschung der deutschen und europäischen Geschichte dar. Urkunden sind Unikate, die zu- meist in den Archiven verwahrt werden. Sie enthalten ein breites Spektrum von Rechtsgeschäften aller Art (Verträge, Verkäufe, Privilegien, Belehnungen – um nur einige Beispiele zu nennen), sie liefern zentrale Informationen über politische Aktivitäten, über das Recht, die Verfassung,

**Das Scanteam
im Bayerischen Hauptstaats-
archiv bei der Arbeit.**



das kirchliche Leben oder die Wirtschaft. Die „Diplomatik“ beschäftigt sich als Spezialgebiet der Historischen Hilfswissenschaften mit den Urkunden.

Die deutschen Archive im Internetzeitalter

Seit einigen Jahren setzen die deutschen Archive die erheblich erweiterten Möglichkeiten der EDV und des Internets gewinnbringend ein. Was einst mit dem Aufbau eines eigenen Internetauftritts, mit der Präsentation kurzer Bestände-übersichten und der oftmals zögerlichen internen Erfassung der Archivalien per Datenbank begann, hat heute nicht selten ganz andere Dimensionen erreicht. Neben der Retrokonversion und Onlinestellung von Findmitteln beschäftigen sich die Archivare beispielsweise mit der Übernahme und Archivierung elektronischer Unterlagen (als „Überlieferungsbildung“ für die Zukunft), aber auch mit den Anforderungen und Konsequenzen des sog. „Web 2.0“. Ebenso die Digitalisierung von Archivgut, sei es für die Zwecke eines „digitalen Lesesaals“ oder für die Bereitstellung der Archivalien im Internet, wird derzeit verstärkt vorangetrieben. Verschiedene regionale und überregionale Portale – wie die bekannte, freilich verbesserungsbedürftige „Europeana“ – sollen die von den Archiven und verwandten Gedächtnisinstitutionen (Bibliotheken, Museen usw.) bereitgestellten Informationen bündeln.

Eignung der Urkunden für digitale Präsentationen

Nicht wenige Spezialportale bzw. digitale Präsentationen beziehen sich ganz oder zu einem erheblichen Teil auf urkundliche Quellen. Warum ist dies (unter anderem) so? Urkunden eignen sich im Vergleich zu den in den Archiven verwahrten Akten und Amtsbüchern ausgesprochen gut für Digitalisierungsprojekte, da es sich um Einzelstücke und nicht um vielblättrige Quellen handelt. Für die Präsentation werden lediglich Images von Vorder- und Rückseite sowie evtl. der Siegel benötigt. Die Vorderseite enthält in der Regel die relevanten Informationen, den Urkundentext. Hinzu kommen Metadaten, bekanntlich im besten Fall ein Vollregist oder abgestufte Varianten („Kurzregist“), die aber in Kombination mit den zur Verfügung gestellten Abbildungen der Urkunden völlig ausreichend sind.

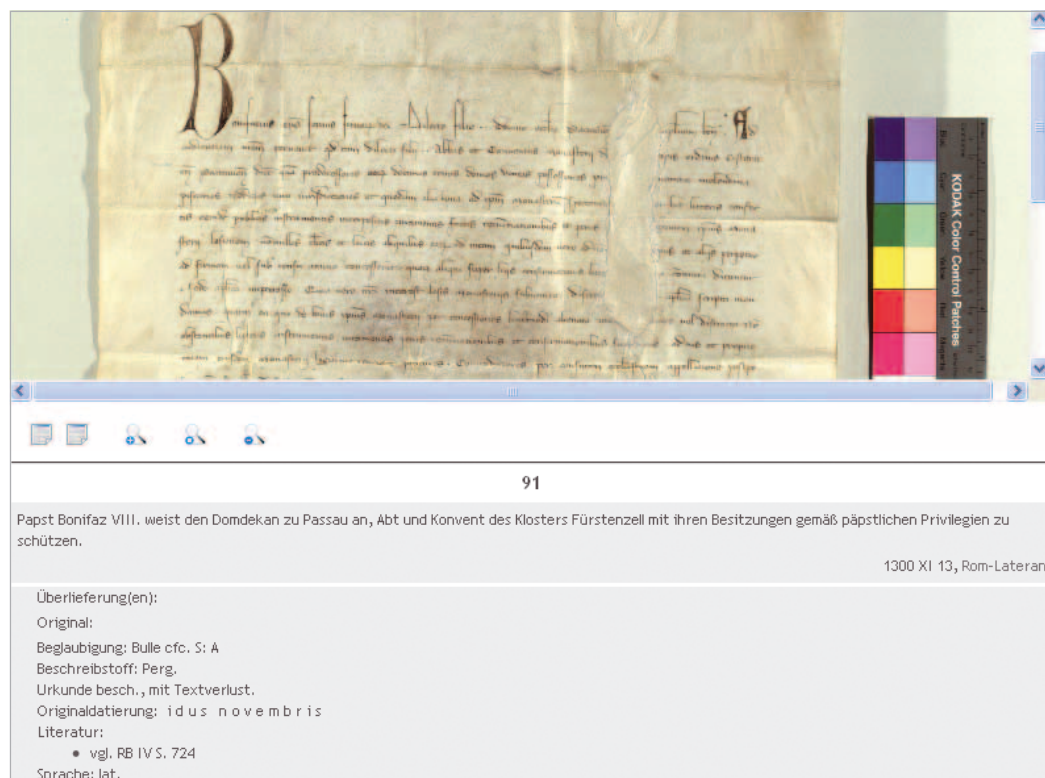
Bayerische Urkunden im virtuellen Urkundenarchiv „Monasterium“

Das virtuelle Urkundenarchiv Monasterium (www.monasterium.net) kann bereits seit einigen Jahren als das mit Abstand größte Urkundenportal überhaupt bezeichnet werden. Es umfasst derzeit (März 2010) annähernd 140.000 Urkunden aus zehn europäischen Staaten. Darunter befindet sich seit 2008 auch eine erhebliche Anzahl von Kloster- und Hochstiftsurkunden des

Bayerischen Hauptstaatsarchivs, eines der bedeutendsten deutschen Urkundenarchive. Regelmäßig werden neue Urkundenbestände des Hauptstaatsarchivs auf Monasterium freigeschaltet, derzeit sind es bereits über 20.000 Urkunden. Damit hat sich das Hauptstaatsarchiv zum größten inhaltlichen Beiträger (content provider) von Monasterium aufgeschwungen. Insgesamt sollen bis 2011 ca. 40.000 Urkunden bereitgestellt werden. Die Digitalisierung und Aufbereitung der Bestände wäre ohne mehrere, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bzw. der Europäischen Union geförderte Drittmittelprojekte nicht in diesem Umfang möglich gewesen.

DFG-Projekt „Urkundenportal“

Im DFG-Projekt „Aufbau eines internetbasierten Portals für größere Bestände von digitalisierten Urkunden des süddeutschen Raumes“ (Laufzeit: 1.1.2008–31.3.2010; Kurztitel „Urkundenportal“) wurde ein bayerisches Urkundenportal innerhalb von Monasterium errichtet, ohne freilich den internationalen Gesamtkontext des Portals zu verlassen. Die DFG stellte Sachmittel für die Digitalisierung von Urkunden und die technische Entwicklung bereit, ebenso Personalmittel. Im Jahr 2008 wurden ca. 30.000 Urkunden aus dem südostbayerischen Raum digitalisiert. Sie sind fast ohne Ausnahme geistlicher Herkunft: Neben der Überlieferung von Hochstiften bzw. Bistümern (Passau und Chiemsee, ja sogar z. T. Salzburg, Brixen und Trient) wurde vor allem eine große Anzahl von Klöstern in das Projekt aufgenommen. Darunter sind bekannte Namen mit entsprechend großen Urkundenbeständen wie die Zisterzienserklöster Aldersbach, Fürstenzell und Raitenhaslach, das Prämonstratenserkloster Windberg und das Benediktinerkloster Niederaltaich. Genauso wurden die



Passauer Klöster und Stifte berücksichtigt, nicht zuletzt aber auch eine ganze Reihe geistlicher Institutionen, deren Bekanntheitsgrad selbst in der bayerischen Landesgeschichte gering sein dürfte. Im Rahmen der technischen Arbeiten wurde das bestehende Portal Monasterium modifiziert und den Projektbedürfnissen angepasst, ebenso entstand ein „Länderportal Bayern“, das jetzt neben weiteren regionalen Länderportalen zu finden ist.

Innerhalb des Projekts wurden zunächst Bestände bearbeitet, zu denen bereits brauchbare Erschließungsinformationen vorlagen. Diese Urkunden konnten daher rasch online gestellt werden, was wiederum für die öffentliche Wahrnehmung des Projekts positiv war. Von Anfang an war wichtig, das Projekt in der Region bekannt zu machen, sei es durch kleinere oder größere Veranstaltungen („Präsentationen“) wie etwa durch eine gedruckte Projektbroschüre.

Entsprechend trafen und treffen zahlreiche Rückmeldungen, aber auch konkrete Korrekturvorschläge zu den Beständen bzw. zu einzelnen Urkunden ein. Selbst die Finanzierung von Digitalisierungsarbeiten an einem Klosterbestand konnte über „Mund-zu-Mund-Propaganda“ und das Engagement der jeweiligen Gemeinde erreicht werden.

DFG-Projekt „Frauenklöster“

Gemeinsam mit der Bayerischen Staatsbibliothek betreibt das Bayerische Hauptstaatsarchiv seit Herbst 2008 ein Projekt zur Schriftlichkeit in süddeutschen Frauenklöstern. Es handelt sich um ein Projekt der DFG-Förderlinie „Archive und Bibliotheken im Verbund mit der Forschung“ mit dem Ziel, die Bibliotheken und Archive ausgewählter bayerischer Frauenklöster virtuell wiederherzustellen. Die am Projekt beteiligte Forschergruppe (Leitung: Prof. Dr. Eva Schlottheuber, Münster) ist dem Ansatz der

Eine bayerische Urkunde aus dem Kloster Fürstenzell im virtuellen Urkundenarchiv Monasterium: Papst Bonifaz VIII. weist den Domdekan zu Passau am 13. November des Jahres 1300 an, Abt und Konvent des Klosters Fürstenzell mit ihren Besitzungen gemäß päpstlichen Privilegien zu schützen.

Die Teilnehmer der
ICARUS-Konferenz in Mün-
chen, November 2009.



Vergleichenden Ordensgeschichte verpflichtet. Im Projekt werden die Urkunden und Amtsbücher der Klöster bis zum Stichjahr 1550 bearbeitet und anschließend im Internet präsentiert.

EU-Projekt „Charters Network“

Seit dem vergangenen Dezember werden die im Bayerischen Hauptstaatsarchiv lagernden Urkunden des Hochstifts und Domkapitels Freising digitalisiert. Dieser für die altbayerische Geschichte fraglos bedeutende Bestand umfasst ca. 8.000 Urkunden und wird die bislang digitalisierten geistlichen Urkundenbestände gut ergänzen. Das Gesamtprojekt trägt den Titel „Central European Network of Medieval Charters“. Neben anderen Staaten ist Deutschland vertreten (durch das Bayerische Hauptstaatsarchiv); Österreich ist durch das Österreichische Staatsarchiv sowie das Diözesanarchiv St. Pölten und das „International Center for Archival Research“ (ICARUS, Wien) beteiligt. Ein Fortsetzungsprojekt wurde bereits bewilligt.

Was bietet und wie funktioniert „Monasterium“?

Das Diözesanarchiv St. Pölten ist der Initiator des Urkundenarchivs Monasterium, während der Verein ICARUS als Träger des Gesamtprojekts fungiert. Dem Verein gehören derzeit Mitglieder aus zehn Staaten an. Jeder Staat hat das Recht, einen Vizepräsidenten oder weitere Vorstandsmitglieder zu stellen. ICARUS verfolgt insgesamt mehrere Projekte, die nicht alle mit dem sicher bedeutendsten Standbein Monasterium zu tun haben. Unter anderem wird im „Matricula“-Projekt ein staatenübergreifendes Kirchenbuchportal erarbeitet. Durch die Mitarbeit von ICARUS am Aufbau eines europäischen Archivportals (APE-net) soll sichergestellt werden, dass die Daten von Monasterium zukünftig auch im Rahmen dieses übergreifenden Fachportals zugänglich sein werden.

Das Diözesanarchiv St. Pölten wiederum ist der Ausgangspunkt von Monasterium. Es hatte vor einigen

Jahren begonnen, die Urkunden der heute noch bestehenden Klöster in Niederösterreich zu digitalisieren und unter dem Namen Monasterium online zu stellen. Das virtuelle Urkundenarchiv entwickelte sich dann sehr schnell weiter und breitete sich auf die Nachbarstaaten aus. Mittlerweile stehen genauso weltliche wie geistliche Urkunden bei Monasterium online. Gegenwärtig besteht die Datenbank aus knapp 140.000 Urkunden aus zehn Staaten (Deutschland, Italien, Kroatien, Österreich, Schweiz, Serbien, Slowakei, Slowenien, Tschechien und Ungarn). Das Angebot gliedert sich, vereinfacht gesagt, in den Bereich der Ansicht und Recherche sowie in einen „kollaborativen“ Arbeitsbereich. Der Benutzer kann in den Beständen navigieren und recherchieren. Die Urkundenbestände folgen in ihrer tektonischen Strukturierung weitestgehend dem Archivprinzip. Der Zugriff auf das Einzelstück kann somit über die Tektonik (Staat–Region–Archiv–Fond–Urkunde) oder über die Suchmaske erfolgen. Der Suchmodus umfasst eine einfache und eine erweiterte Suche.

Die Darstellung der Urkunden erfolgt in Wort und (soweit vorhanden) Bild. Im oberen Bildschirmteil wird die digitale Abbildung gezeigt (Vorder- und Rückseite), welche stark vergrößert werden kann. Im unteren Bildschirmteil werden die vorhandenen Metadaten aufgezeigt. Der „kollaborative“ Arbeitsbereich ist registrierungspflichtig. Nach erfolgter Anmeldung besteht die Möglichkeit, mittels eines Editionswerkzeugs den bestehenden Datenstand zu verändern und zu erweitern. Die Qualitätssicherung erfolgt über ein Moderatorensystem. Das Editionswerkzeug wird mittlerweile beispielsweise im Rahmen der universitären Lehre verwendet, aber auch von „regulären“ Bearbeitern der Urkundenbestände.



Der Autor war bis vor kurzem als Sachgebietsleiter für die Projekte der Staatlichen Archive Bayerns zuständig. Derzeit ist er als Archivar am Staatsarchiv München tätig; er ist Vizepräsident des Vereins ICARUS.

HANDSCHRIFTEN

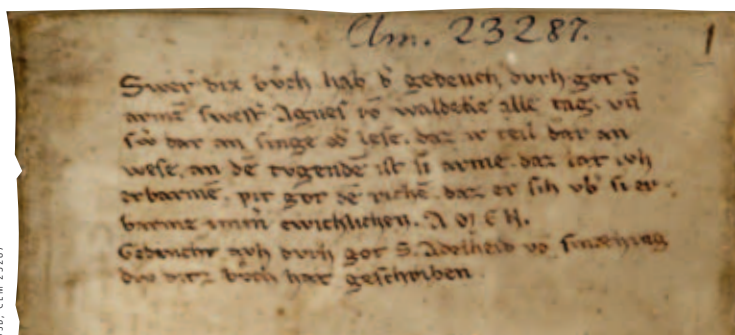
Klosterfrauen und das Buch

EIN GEMEINSAMES PROJEKT DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK,
DES BAYERISCHEN HAUPTSTAATSARCHIVS UND DER UNIVERSITÄT
MÜNSTER ZUR SCHRIFTLICHKEIT IN SÜDDEUTSCHEN FRAUENKLÖSTERN.

VON BETTINA WAGNER

In den vergangenen Jahren hat sich das traditionelle Bild davon, wie Frauen im Mittelalter Bücher benutzten, in vielen Aspekten gewandelt. Dabei ist auch die Schriftlichkeit in Frauenkonventen stärker in den Blick der Aufmerksamkeit gerückt. Eine große Ausstellung der Bundeskunsthalle Bonn präsentierte 2005 unter dem Titel „Krone und Schleier“ ein breites Spektrum von Kunstwerken aus Frauenklöstern und widmete dabei den Aktivitäten von Klosterfrauen als Leserinnen und Schreiberinnen von Texten mehrere Sektionen.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung hat sich allerdings bisher vor allem auf Ordensniederlassungen in Sachsen und im mittel- und südwestdeutschen Raum konzentriert; erst sehr vereinzelt waren auch die Frauengemeinschaften in der vielfältigen bayerischen Klosterlandschaft Gegenstand vertiefter



Memorialeintrag im
Graduale aus Altenhohenau
(Ausschnitt).

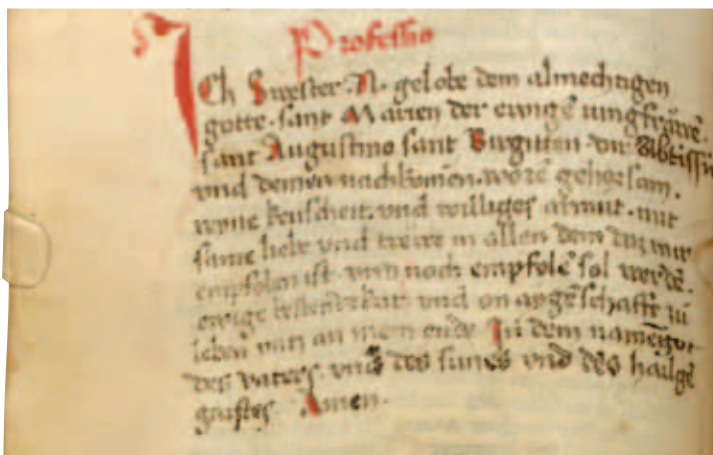
Forschungen. Bei einer von Historikern ausgerichteten Tagung in Frauenchiemsee entstand daher im Jahr 2005 die Idee, das erhaltene Archiv- und Bibliotheksgut ausgewählter bayerischer Frauenklöster in einem Projekt aufzuarbeiten. Passgenau rief die Deutsche Forschungsgemeinschaft wenig später dazu auf, Anträge für Kooperationsprojekte von Bibliotheken und Archiven im Verbund mit der Forschung einzureichen. Die Gunst der Stunde nutzend, konzipierten die Bayerische Staatsbibliothek und das Bayerische Hauptstaatsarchiv zusammen mit Eva Schlotheuber, die

nach ihrer Habilitation in München heute an der Universität Münster lehrt, ein Vorhaben, in dem die Schriftlichkeit von fünf süddeutschen Frauenklöstern vergleichend analysiert werden soll.

Erschließung und wissenschaftliche Auswertung

Die enge Verbindung von Erschließung und wissenschaftlicher Auswertung der Quellen ist ein Spezifikum des Projekts, das Ende 2008 die Arbeit aufnahm. Während die Katalogisierung von Archivalien, Handschriften und Frühdrucken sonst meist in separaten Unternehmen der besitzenden Häuser nach jeweils eigenen Methoden erfolgt, bietet ein gemeinsames Vorgehen in ständigem Austausch mit den Nutzern der Materialien die Chance, die Aufteilung der Sammlungen auf verschiedene Institutionen zu überwinden, die nach der Säkularisation unter pragmatischen Gesichtspunkten erfolgt war. Auf diese Weise können ursprüngliche Provenienzzusammenhänge rekonstruiert und die an einem einzelnen Objekt gewonnenen Erkenntnisse in größere Zusammenhänge gestellt werden.

Professformel für eine
Küchenschwester aus Alto-
münster (Ausschnitt).



BSB, Cgm 5612



Graduale aus der Bibliothek des Metropolitankapitels München, geschrieben von Schwester Anna Zinerin, Priorin in Altenhohenau von 1484 bis 1512.

Erste Ergebnisse
Schon jetzt wird deutlich, dass Bücher für Klosterfrauen im Spätmittelalter sehr unterschiedliche Funktionen erfüllten. Für das gemeinschaftliche Gebet benötigten die Schwestern einheitliche liturgische Texte; Anleitung für die individuelle Frömmigkeitspraxis lieferten geistliche Schriften in deutscher und gelegentlich lateinischer Sprache. Das Medium der Schriftlichkeit eröffnete aber auch Möglichkeiten zur Aneignung von breiterem Wissen und zur effizienten Verwaltung des Klosterbesitzes.

Anhand der Bestände aus fünf sehr unterschiedlichen Konventen ergeben sich exemplarische Einsichten in die Schreib- und Lesetätigkeit der Sanktimonialen. Bearbeitet werden Dokumente aus dem Dominikanerkloster Altenhohenau, dem Birgittenkloster Altomünster, aus zwei franziskanischen Häusern in München (dem Pütrichhaus und dem Klarissenkloster St. Jakob am Anger) sowie dem Benediktinerinnenkloster in Neuburg an der Donau.

Die Berücksichtigung mehrerer Niederlassungen erschien nicht nur sinnvoll, um Besonderheiten verschiedener Orden erkennen zu können, sondern war auch wegen der sehr unterschiedlichen Überlieferungslage zwingend: So umfasst der Buchbestand aus Altenhohenau fast nur liturgische Handschriften, während aus Altomünster eine sehr umfangreiche Bibliothek mit einem ungewöhnlich hohen Anteil von Wiegendruck erhalten geblieben ist. Demgegenüber ist die Neuburger Bibliothek fast völlig verloren, die Organisation des Klosters aber seit dem 13. Jahrhundert in einer Fülle von Urkunden und umfangreichen Amtsbüchern dokumentiert.

Gerade die Archivalien zeigen, dass die Amtsträgerinnen der Konvente über vielseitige Kompetenzen verfügen mussten, um eine tragfähige materielle Basis für das gemeinschaftliche Leben sicherzustellen. Revidiert werden muss daher die – insbesondere aus protestantischer Sicht propagierte – Annahme, dass Klosterfrauen allenfalls rudimentäre Kenntnisse des Lateinischen besaßen. Stattdessen ergibt sich aus den Quellen das Bild einer differenzierten Kultur der Zweisprachigkeit, wobei die Wahl der Sprache in engem Zusammenhang

mit den Gebrauchssituationen der Bücher zu sehen ist.

Schreiberinnen und Stifterinnen

Handschriftliche Einträge belegen, dass die Frauen in vielfältiger Weise zum Anwachsen der Bücherbestände ihrer Konvente beitrugen. Bisweilen sind sie explizit als Schreiberinnen genannt, wie in einem sorgfältig geschriebenen und mit farbigen Fleuronné-Initialen ausgemalten lateinischen Graduale aus Altenhohenau (Cm 23287, Abb. S. 23 oben), auf dessen erster Seite in ungelinkten Reimen notiert ist: „Swet diz buch hab der gedench durh got der armen swester Agnes von Waldecke alle tag vnd swet dar an singe oder lese, daz ir teil dar an wese. an den tvgenden ist sie arme, daz lat ihv erbarmen. pit got den richen, daz er sih vber si erbarme immer ewicklichen. AMEN. Gedencht avh durh got Adelheid von Smaehing div dicz buch hat geschriben.“ Einen deutschsprachigen Psalter (Cgm 182) brachte Schwester Barbara Streysin beim Klostereintritt nach Altomünster mit.

Die Angehörigen von Frauenklöstern nutzten aber auch den zeitgenössischen Buchmarkt. So stiftete Appollonia Klöblin aus Nürnberg einen Augsburger Wiegendruck des „Heilsspiegels“, wie eine Notiz im Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek (2 Inc.c.a. 2768) belegt: „Das Buch hat uns geben S[chwester] appollonia cloblin wem es werd der geb es wider durch got zu dem closter altem munster der ist es.“ Sogar scholastische Werke kauften Frauen für das Kloster. In einer 1490 erschienenen venezianischen Ausgabe der „Opuscula“ des Thomas von Aquin (4 Inc.c.a. 792 a) ist zu lesen: „Librum hunc comparat honesta et deuota Virgo anna weyerin de augusta pro salute anime sue ordinique nostro sanctissimo iure perpetuo possidendum

contradidit.“ In welcher Beziehung diese unverheiratete Augsburgerin zum Kloster Altomünster stand, bedarf noch der Klärung, ebenso wie allgemeinere Fragen zum Umgang der Frauen mit den Texten.

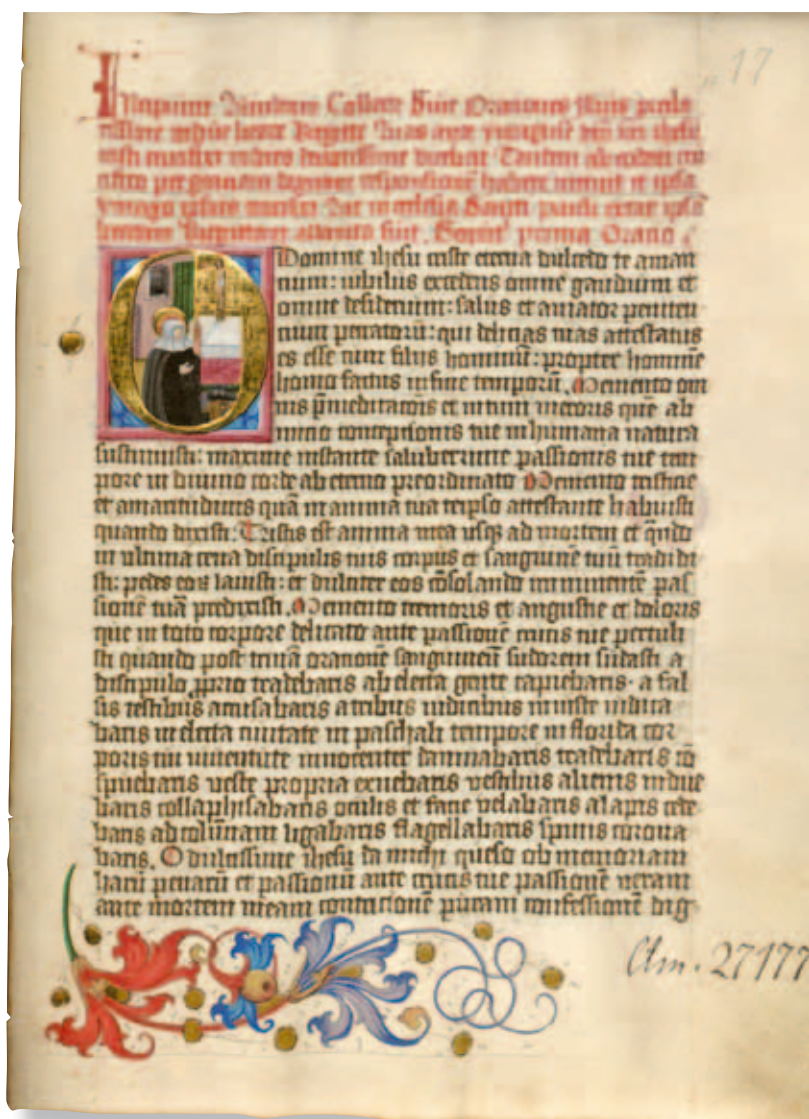
Bei der Untersuchung der Altenhohenauer Handschriften wurden zudem bereits aufschlussreiche Erkenntnisse über den Bücheraus-tausch und die Kommunikation mit anderen Konventen und mit Laienkreisen gewonnen. Die Analyse des Textbestands der Altenhohenauer Breviere, von Schreiberhänden, Buchmalerei und Benutzerspuren, hat enge Beziehungen untereinander, aber auch zu Parallelhandschriften aus Nürnberg ergeben, die sich dadurch erklären, dass das dortige Katharinenkloster im späten 15. Jahrhundert in Altenhohenau die Reform durchführte. Derartige Verbindungen können nur dann entdeckt werden, wenn auch verstreute Handschriften Nürnberger Herkunft einbezogen werden, die heute z. B. in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe aufbewahrt werden. In größerer Nähe konnte eine wichtige und bisher fast unberücksichtigte Quellengruppe aufgefunden werden: Die Bibliothek des Metropolitankapitels München-Freising verwahrt sechs weitere liturgische Handschriften aus Altenhohenau, die große Gemeinsamkeiten mit den in die Bayerische Staatsbibliothek gelangten Liturgica aufweisen.

Präsentation der Materialien

Um solche Zusammenhänge ersichtlich zu machen, ist eine institutionenübergreifende Präsentation der Ergebnisse von zentraler Bedeutung. Noch vor Abschluss des Projekts werden die Quellen und ihre Beschreibungen in elektronischer Form zugänglich gemacht. Bei der Projektbewilligung legte die DFG großen Wert auf die vollständige Digitalisierung der erhaltenen Dokumente. Im ersten

Projektjahr wurden daher auf den Webseiten der Bayerischen Staatsbibliothek und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs bereits Digitalisate von etwa 150 Handschriften (darunter auch die Neufunde aus der Bibliothek des Metropolitankapitels), 137 Inkunabeln und – über das kollaborative Archiv Monasterium – mehreren hundert Urkunden der ausgewählten Frauenklöster präsentiert (s. dazu den Beitrag von Joachim Kemper, S. 20–22). Eine gemeinsame, von der Universität Münster aufgebaute Projektseite (www.uni-muenster.de/Geschichte/hist-sem/MA-G/L3/forschen/DFGProjekt.html) ermöglicht den übergreifenden Zugriff nach Klosterprovenienzen. Dabei wird auf den Unterseiten für jeden Konvent ein knapper historischer Überblick, gefolgt von einer nach Signaturen geordneten Liste der Urkunden und Amtsbücher, der lateinischen und deutschen Handschriften, der Inkunabeln und der Streufunde angeboten. Für jeden Band sind Informationen über den Inhalt sowie über die Herkunft aufgenommen. Detailliertere Angaben enthalten die Katalogisate, die als PDF-Dateien verknüpft sind. Dabei handelt es sich teilweise um bereits publizierte Beschreibungen aus älteren Handschriftenkatalogen. Für die lateinischen Handschriften, die im Rahmen des Projekts erstmals vertieft erschlossen werden, sind vorläufige Beschreibungen zugänglich. Ein weiterer Link ermöglicht den direkten Zugriff auf das Digitalisat der jeweiligen Quelle, das auf den Servern der Bayerischen Staatsbibliothek oder des Archivs bereitgestellt ist. Die Seiten werden regelmäßig aktualisiert.

Am Ende des Projekts sollen die Ergebnisse in gedruckter Form



dokumentiert werden. Neben den Handschriftenkatalogen und Findbüchern in den einschlägigen Publikationsreihen von Bibliothek und Archiv entstehen zwei Monographien, die aus germanistischer bzw. historischer Sicht den Buchbestand und die Bibliotheksgeschichte (Almut Breitenbach) sowie die Amtsbücher und die Wirtschaftsführung (Melanie Hömberg) der Klöster behandeln werden. Geplant ist zudem eine Ausstellung im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, um die Ergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.



Lateinische Gebete mit Darstellung der Vision der Hl. Birgitta in der Initiale, geschrieben in Altomünster, 1514.

Die Autorin leitet das Handschriftenerschließungszentrum der Abteilung für Handschriften und Alte Drucke in der Bayerischen Staatsbibliothek.

LANDESGESCHICHTE

Das Spätmittelalter im World Wide Web

800 ARTIKEL IM HISTORISCHEN LEXIKON BAYERNS BEHADELN DIE SPÄTMITTELALTERLICHE GESCHICHTE ALTBAYERNS, FRANKENS, SCHWABENS UND DER PFALZ.

VON FLORIAN SEPP

Das Historische Lexikon Bayerns präsentiert wissenschaftlich fundierte Informationen zur Geschichte Bayerns in ihrer ganzen Breite im Internet. Es wendet sich unter der Adresse www.historisches-lexikon-bayerns.de sowohl an Historiker als auch an das geschichtsinteressierte nichtwissenschaftliche Publikum.

Das Lexikon ist ein Kooperationsprojekt, bei dem die Bayerische Staatsbibliothek (BSB) und die Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ihre bereits im Jahr 2000 mit der Bayerischen Landesbibliothek Online begonnene Zusammenarbeit fortsetzen. Dritter Partner ist die Konferenz der Landeshistoriker an den bayerischen Universitäten.

Die wissenschaftliche Leitung hat Ferdinand Kramer, Lehrstuhlinhaber für Bayerische Geschichte an der LMU München und Mitglied der Kommission für bayerische Landesgeschichte. In der BSB zeichnet der Bavarica-Referent Stephan Kellner für das Lexikon verantwortlich, die technische Leitung liegt bei Markus Brantl vom Referat Digitale Bibliothek. Die Redaktion ist an der BSB angesiedelt. Ihr steht ein wissenschaftlicher Beirat zur Seite, der sich aus Mitgliedern der Konferenz der Landeshistoriker rekrutiert.

Die Autoren der einzelnen Beiträge werden anhand ihrer bisherigen Veröffentlichungen und laufender Forschungsvorhaben ausgewählt.

Bisherige Entwicklung

Die erste Projektphase seit dem Start des Lexikons 2005, die ihren zeitlichen Fokus auf die Jahre der Weimarer Republik richtete, ist weitgehend abgeschlossen (s. dazu „Akademie Aktuell“ 03/2007, S. 14–17). 2007/08 begann die Bearbeitung des Moduls „Spätmittelalter“. Eine weitere Epoche, die Zeitgeschichte nach 1945, wird parallel dazu seit 2008 vorbereitet. Zusammen umfassen diese drei Schwerpunkte – Weimar, Spätmittelalter, Zeitgeschichte nach 1945 – etwa 1.900 Beiträge. Rund 550 Artikel sind bis April 2010 erschienen, weitere 100 stehen in nächster Zeit zur Veröffentlichung an.

Schwerpunkt Spätmittelalter

Der Spätmittelalter-Schwerpunkt des Lexikons zählt fast 800 Beiträge, 100 davon sind bereits publiziert (Stand April 2010). Im Moment läuft die Artikelerstellung auf Hochtouren, so dass in der Regel pro Woche mehrere neue Beiträge erscheinen.

Das Lexikon legt nicht die Grenzen des heutigen Freistaats zu Grunde, sondern orientiert sich an den historischen Regionen Altbayern, Franken und Schwaben. Dies bedeutet, dass sowohl das Erzbistum und

Erzstift Salzburg als auch Hohenlohe-Franken mit betrachtet werden müssen. In Bayerisch-Schwaben ergeben sich Bezüge ins heutige Baden-Württemberg (z. B. Reichsstadt Ulm, Bistum Konstanz, Vorderösterreich). Nicht zu vergessen ist die Rolle der Wittelsbacher als Pfalzgrafen bei Rhein: Die Kurpfalz und die zahlreichen pfälzischen Herzogtümer sind selbstverständlich ebenso zu berücksichtigen.

Als Beginn des Spätmittelalters gilt für Altbayern die Mitte des 13. Jahrhunderts (Etablierung des wittelsbachischen Territoriums, Landesteilung von 1255), in Franken und Schwaben das Ende des Interregnums. Den Endpunkt setzen im Altbayerischen die Vereinigung der bayerischen Herzogtümer und die Primogeniturordnung von 1505/06. Für Franken und Schwaben werden Reformation und Bauernkrieg als Zeitschnitt angesehen.

Nicht immer lassen sich die Themen sinnvoll auf das Spätmittelalter beschränken. Die Entwicklung der Territorien und ihrer Verwaltung sowie der gesellschaftlichen Strukturen erlebte um 1500 keinen Bruch. Hier sind Darstellungen gefragt, die das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit abdecken. Ähnliches gilt für die Geschichte von kleineren Adelsfamilien, bei denen sich Gesamtdarstellungen anbieten. Bei einigen kulturgeschichtlichen Themenfeldern wiederum bilden das 15. und 16. Jahrhundert eine Einheit.

Themen und Inhalte

Dem Konzept des Lexikons entsprechend behandeln die Beiträge ein inhaltlich breites Spektrum. Eine wichtige Rolle spielen Politik, Verwaltung und Territorien. Dargestellt werden alle Territorien im Raum des heutigen Bayern mit ihrer politischen Geschichte, Struktur und Verwaltung und auch die Landstände. Bei kleineren Herrschaften wie Hohenwaldeck genügt jeweils ein Beitrag, während bei größeren Territorien – z. B. dem Hochstift Würzburg – mehrere Artikel nötig sind. Herausragende politische Ereignisse erhalten eigene Beiträge (z. B. Goldene Bulle, Ermordung der Agnes Bernauer). Im Bereich der Gesellschafts- und Sozialgeschichte sind bereits die Beiträge über die Nürnberger Patrizier oder die Niklashauser Wallfahrt von 1476 erschienen. Der Adel ist mit Beiträgen zu einzelnen Familien berücksichtigt (z. B. Echter von Mespelbrunn, Spät von Faimingen, Grafen von Truhendingen, Weinsberger). Beiträge über das Nürnberger Handwerk, den Bergbau, die Flößerei, das Reisen oder Handelsrouten wie die Goldene Straße zwischen Nürnberg und Prag entstammen dem Themenfeld Wirtschaft, Kommunikation und Verkehr. Auch die Rolle von Religion und Kirche wird angemessen gewürdigt. Bereits publiziert sind Artikel zu einzelnen Ordensgemeinschaften (z. B. Templer, Kartäuser, Deutscher Orden), der Reformbewegung von Kastl oder zum Bistum Chiemsee. Kunst und Kultur sind mit Überblicksartikeln (z. B. Donaustil, Städtische Bibliotheken, Geistliches Lied) sowie Beiträgen zu herausragenden Einzelobjekten vertreten – das Spektrum reicht von Baudenkmälern wie dem Alten Hof in München über bedeutende Quellen (z. B. Mensuralkodex St. Emmeram) bis zu kulturellen Ereignissen wie den Nürnberger Schembartläufen.

The screenshot shows the website of the 'Historisches Lexikon Bayerns'. The main article is titled 'Grasser, Erasmus: Moriskentänzer, 1480'. The article text describes a pair of painted wooden figures from 1480, created by Erasmus Grasser, which were part of the 'Moriskentänzer' (Moroccan dancer) tradition. It mentions that the figures were found in the 'Festsaal des Alten Münchener Rathauses' and are now in the 'Münchener Stadtmuseum'. The article also includes a section on the 'Biographie Grassers und Entwicklung seines Stils' and a section on 'Grassers Aufstieg in München'. There is a small image of the figures and a caption: 'Moriskentänzer: Figur mit Oberkörperbesetzer Mütze. (Foto: Münchener Stadtmuseum. Sammlung Angewandte Kunst, Inv.-Nr. K 12/229)'.

Gestaltung

Die Beiträge gliedern sich in ein Abstract, den eigentlichen Artikel, Literatur- und Quellenangaben sowie ausgewählte Internetlinks. Seit 2008 gibt es die Möglichkeit, direkt vom Artikel aus eine Schlagwortsuche im Online-Katalog des Bibliotheksverbundes Bayern abzusetzen. Verwendet wird hierzu nicht das Schlagwort als Volltext, sondern ein „persistenter Identifier“ in Form einer achtstelligen Zahl, der Schlagwort-ID aus der Schlagwortnormdatei der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken.

Inhaltlich liegt ein besonderes Augenmerk darauf, kurz den Forschungsstand und die Quellenlage darzustellen. Vor allem studentische und nichtwissenschaftliche Nutzer des Lexikons sollen so dafür sensibilisiert werden, dass sich die Forschung in ständiger Entwicklung befindet. Wie kaum einem anderen wissenschaftlichen Lexikon ist es

dem Historischen Lexikon Bayerns wichtig, die behandelten Themen auch zu visualisieren. Bilder, Karten und Textdokumente ergänzen daher zahlreiche Beiträge.

Ausblick

Das Historische Lexikon Bayerns hat sich seit 2006 zu einem gefragten Nachschlagewerk entwickelt. Mehr und mehr wird es in der wissenschaftlichen Literatur zitiert. Die deutsch- und die englischsprachige Wikipedia verlinken intensiv auf einzelne Artikel des Angebots. Suchmaschinen listen die Ergebnisse aus dem Lexikon in der Regel unter den ersten zehn Treffern. Die Zugriffszahlen stiegen von monatlich rund 46.500 (2007) auf rund 64.600 im Jahr 2009. Bis 2011 wird der Spätmittelaltersschwerpunkt weiter ausgebaut. Ab 2011 sollen dann auch die ersten Beiträge zur Nachkriegszeit erscheinen.



Auch die Moriskentänzer, das wohl bekannteste Werk von Erasmus Grasser aus dem Jahr 1480, werden im Historischen Lexikon Bayerns wissenschaftlich fundiert vorgestellt.

Der Autor ist Fachredakteur des Historischen Lexikons Bayerns.

MGH-BIBLIOTHEK

Zwischen Mittelalter und Internet

DIE FORSCHUNGSBIBLIOTHEK UND DIE DIGITALEN ANGEBOTE DER MONUMENTA GERMANIAE HISTORICA LEISTEN EINEN WICHTIGEN BEITRAG ZUR INTERNATIONALEN MEDIÄVISTIK.

VON
ARNO MENTZEL-REUTERS
UND CLEMENS RADL

**Ludwig Traube (1861–1907).
Seine Büchersammlung
bildete den Grundstock der
MGH-Bibliothek.**

Vor rund einhundert Jahren, am 15. April 1909, übergaben die Nachlassverwalter Ludwig Traubes dessen Bibliothek feierlich der Zentralkommission der Monumenta Germaniae Historica (MGH), einer Forschungseinrichtung, deren Aufgabe in der kritischen Herausgabe der Quellen der mittelalterlichen deutschen Geschichte besteht. Im Laufe seines Gelehrtenlebens hatte der angesehene Münchner Mittelalterforscher, der als einer der Begründer dieses Faches gilt und selbst lange Zeit Zentralkommissar der in Berlin ansässigen MGH gewesen war, eine umfangreiche Bibliothek zusammengestellt, die nach seinem Tod den Mitarbeitern der Monumenta, aber auch auswärtigen Forschern, die sich mit mittelalterlichen Quellen beschäftigten, zur Verfügung stehen sollte. Zur Pflege und zum systematischen Ausbau dieser Sammlung wurde die Bibliothek nach Berlin geschafft und ein fester Erwerbungsetat bereitgestellt. 1944 wurde die Bibliothek in das fränkische Pommersfelden ausgelagert und 1949 in München neu aufgestellt. Heute umfasst die inzwischen gut auf das Zehnfache angewachsene, international angesehene MGH-Bibliothek etwa 130.000



Bände. Sie sammelt systematisch Literatur zur mittelalterlichen europäischen Geschichte sowie zu den einschlägigen Nachbarwissenschaften.

Neben dem Zukauf neuer Titel werden die Bestände durch Übernahme von Gelehrtenbibliotheken ergänzt, genannt seien Übernahmen aus den Bibliotheken der Historiker Reinhard Elze und Arno Borst. Wichtig sind hier vor allem Mikrofilme und Photographien von mittelalterlichen Handschriften – die MGH besitzt derzeit über 12.000 solcher Filme, und ihr Online-Verzeichnis weist auch die Bestände anderer Münchner Sammlungen nach. Eine besondere Erwerbung gelang 2009: Die UB Leipzig schenkte dem Institut ca. 9.000 Kleinschriften und Sonderdrucke aus der Bibliothek des 1991 verstorbenen Münchner Mittelalterforschers Bernhard Bischoff. Sie werden derzeit in die MGH-

Bibliothek eingearbeitet. Da auch der eigenhändige Bibliothekskatalog und sechs Archivschachteln mit Notizen, die Bischoff in seine Bücher eingelegt hat, zu den MGH gelangten und die Titel bekannt sind, zu denen die Notizen gehören, kann eine virtuelle Rekonstruktion dieser einzigartigen Bibliothek in Angriff genommen werden.

Die MGH-Bibliothek war bereits in ihrem Kern als Arbeitsbibliothek konzipiert: Es ging nicht um das Sammeln kostbarer Bände, sondern darum, ein Hilfsmittel für Philologen und Historiker zu schaffen. Dieser Verpflichtung bleiben die MGH und ihre Bibliothek bis heute treu. Die Bestände dienen den Mitarbeitern des Instituts und zahlreichen deutschen und internationalen Forschern als wichtige Stütze ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Der im Internet zugängliche Bibliothekskatalog ist auch eine bedeutende bibliographische Quelle, die zu 60 % von deutschsprachigen und zu 33 % von englischsprachigen Benutzern herangezogen wird.

Neue Herausforderungen

Seit einigen Jahren sind Bibliotheken einem tiefgreifenden Wandel bzw. einer massiven Erweiterung ihrer Aufgabenstellungen unterworfen. Die zunehmende Bedeutung von Fachdatenbanken und insbesondere das Aufkommen von Massendigitalisierungsvorhaben sind hier als treibende Kräfte zu nennen. Biblio-

theke sind längst nicht mehr nur Orte, an denen Bücher aufbewahrt und zur unmittelbaren Benutzung vor Ort bereitgehalten werden, sondern sie fungieren allgemein als Wissensspeicher und -vermittler, die viele Inhalte über das Internet weltweit zugänglich machen. Von der Verwirklichung der Utopie des räumlich unbegrenzten freien Zugriffs auf gesamte Bibliotheksbestände sind wir zwar noch – vor allem aufgrund der Restriktionen des Urheberrechts – weit entfernt, doch ist die Tendenz klar zu erkennen: Die auch im Bereich der Geisteswissenschaften an Fahrt gewinnende Open-Access-Bewegung, die für einen freien und kostenlosen Zugang zu wissenschaftlichen Forschungsergebnissen eintritt, sorgt dafür, dass Bibliotheken nicht mehr nur vorhandene Literatur sammeln, sondern im Rahmen ihrer Digitalisierungsprojekte und ihrer Repositorien selbst gleichsam verlegerisch tätig werden.

Die MGH haben bereits Anfang der 1990er Jahre damit begonnen, diesen wandelnden Rahmenbedingungen Rechnung zu tragen und ihren ursprünglichen Auftrag – nämlich die Zugänglichmachung der Quelltexte – auch in das digitale Medium zu übertragen. Mit den „elektronischen MGH“ (eMGH) wurde ein erster Schritt in diese Richtung unternommen. In Zusammenarbeit mit dem Brepols-Verlag wurden die Editionstexte der MGH-Bände elektronisch erfasst und in einer CD-ROM-Ausgabe vertrieben. So war es erstmals möglich, weite Teile der MGH-Texte in Sekundenschnelle elektronisch zu durchsuchen. Die mühevollen und zeitaufwändige Arbeit des Philologen und Historikers beim Auffinden von Zitaten und Parallelstellen mit Hilfe von Konkordanzen, Registern oder durch ausführliche Lesetätigkeit konnte so weitaus effektiver gestaltet werden als noch wenige Jahre zuvor.

Indessen stellten die eMGH in gewisser Hinsicht auch einen Rückschritt dar: Es wurden lediglich die Editionstexte erfasst; der textkritische Apparat, in dem die reichhaltige handschriftliche Überlieferung verzeichnet wurde, die Register, die über eine reine Volltextsuche hinaus eine thematische Suche ermöglichen, sowie die für den Historiker unverzichtbaren Sachkommentare und die modernen Einleitungen zu den Texten blieben hierbei außen vor. Die eMGH waren (und sind) vor allem ein effizientes Findemittel, dessen Möglichkeiten und Grenzen ein Nutzer genau kennen muss, um nachhaltigen Gewinn daraus zu ziehen.

Die „digitalen MGH“

Stellen die eMGH in ihrer ursprünglichen Form heute vor allem ein Relikt aus einer Zeit der Rechner ohne graphische Benutzeroberfläche dar, so bieten die aktuellen Computergenerationen und das Internet ganz andere Voraussetzungen für die dauerhafte Bereitstellung, die effiziente Verbreitung und die bequeme Benutzung der Editionen. Diese neuen Gegebenheiten führten letztlich zu den zeitgemäßen „digitalen MGH“ (dMGH), ein von der DFG gefördertes und in Kooperation

mit der Bayerischen Staatsbibliothek durchgeführtes Retrodigitalisierungsprojekt, das nur auf den ersten Blick wie eine Neuauflage der eMGH wirkt. Denn es werden nicht nur die reinen Editionstexte, sondern die gesamten bei den MGH erschienenen Editionsbande in Bild und Text samt allen Einleitungen, Apparaten, Anmerkungen, Marginalien, Registern und Abbildungen kostenlos im Internet wiedergegeben. Die dMGH stellen somit nicht nur ein Rechercheinstrument zur Verfügung, sondern ermöglichen es letztlich in der täglichen Arbeit, komplett auf den Rückgriff auf die gedruckten Editionen zu verzichten.

Die Arbeiten an den dMGH begannen Mitte 2004 mit dem Einscannen der knapp 360 bislang bei den MGH erschienenen Editionsbande. Die Abbildungen der insgesamt über 166.000 Buchseiten wurden zeitnah im Internet veröffentlicht. In einem zweiten, noch in Arbeit befindlichen Schritt werden diese Dateien sodann der automatischen Texterkennung zugeführt und die Volltexte durch eine eigens entwickelte Suchmaschine erschlossen.

Im Dezember 2010 endet die Projektlaufzeit der dMGH – zumindest, was die Retrodigitalisierung der



Ein Blick in das Magazin der MGH-Bibliothek im Gebäude der Bayerischen Staatsbibliothek München.

Die Autoren sind wissenschaftliche Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae Historica* (MGH). Arno Mentzel-Reuvers leitet Archiv und Bibliothek der MGH, Clemens Radl ist für die digitalen MGH (dMGH) zuständig.

Die digitalen *Monumenta Germaniae Historica* (dMGH) bieten unter www.mgh.de/dmgh Zugriff auf sämtliche Editions-bände der MGH.

alten Bände betrifft. Selbstverständlich werden auch in Zukunft die Neuerscheinungen nach einer dreijährigen Schutzfrist in die dMGH eingearbeitet werden. Die Nutzungsstatistiken und die Resonanz zeigen, dass die dMGH längst zu einer festen Größe in der internationalen Mediävistik geworden sind. Freilich kann und will unser Projekt in keiner Weise mit den oben angesprochenen Digitalisierungsvorhaben großer Institutionen und Unternehmen konkurrieren. Es kommt bei den dMGH nicht auf Masse und Schnelligkeit an, sondern darauf, eine Arbeitsumgebung für Historiker und Editoren zu schaffen, die hohen Qualitätsstandards genügt und wissenschaftliche Anforderungen erfüllt. Dazu gehört, dass bei der Texterfassung auf die jeweiligen Besonderheiten der verschiedenen in den MGH vertretenen Quellengattungen Rücksicht genommen wird. Urkundeneditionen etwa unterscheiden sich in ihrem Aussehen und ihrem Aufbau signifikant von Chroniken oder poetischen Werken. Für eine sinnvolle

Volltextsuche und eine weitere Auswertung der Inhalte ist es wichtig, den eigentlichen Editionstext von Sachanmerkungen oder textkritischen Anmerkungen trennen zu können. Die Register – die auch trotz Volltextsuche eine nicht zu unterschätzende Bedeutung behalten, da sie zumindest bandweise einheitliche Ansetzungen verwenden und so die Unregelmäßigkeiten der mittelalterlichen Quellen ausgleichen – werden gesondert behandelt und in eine separat recherchierbare Datenbank überführt.

Ein „virtueller Lesesaal“

Die dMGH stellen zwar die größte, aber keineswegs die einzige digitale Aktivität der MGH dar. Um diesen Kern herum sind diverse weitere elektronische Angebote platziert, die den Werkzeugkoffer des digital arbeitenden Mittelalterhistorikers weiter anreichern. Aus der Vielzahl sollen hier lediglich einige wenige repräsentative genannt werden: Die Editionen der Urkunden der frühmittelalterlichen

Herrscher werden durch eine Datenbank ergänzt, in die Neufunde und aktuelle Forschungsergebnisse sowie neuere Literatur eingetragen werden. Auch zu noch im Entstehen begriffenen Editionen sind auf den Internet-Seiten der MGH nützliche Informationen abrufbar. Beispielsweise werden bereits seit mehreren Jahren umfangreiche Transkriptionen von Handschriften sowie kleinere Untersuchungen von Einzelproblemen zu Texten des frühmittelalterlichen Kirchenrechts angeboten und rege genutzt. Besondere Erwähnung verdient außerdem, dass seit kurzem sämtliche Bände der von den MGH herausgegebenen Zeitschrift „Deutsches Archiv“ (sowie ihrer Vorgängerzeitschriften) im Open-Access-Bereich von „Digitalzeitschriften“ genutzt werden können.

Weitere Digitalisate aus der MGH-Bibliothek wie etwa die epochemachende Kirchengeschichte der sog. „Magdeburger Zenturiatoren“ aus dem 16. Jahrhundert oder historische bio-bibliographische Nachschlagewerke zu mittelalterlichen Autoren (Johannes Trithemius von 1494 und Johann Albert Fabricius in der Bearbeitung durch Mansi 1858–1859) sind über die Webseite der MGH zu erreichen. Sie sollen in den nächsten Jahren durch Verbindung mit der sog. „Personen-namendatei“ der Deutschen Bibliothek zu einem Web-2.0-fähigen Instrument erweitert werden, das die historische Gestalt mit modernen Recherchemethoden verbindet. Da in dem OPAC außerdem auch in Auswahl Digitalisate, die nicht bei den MGH selbst vorhanden sind, nachgewiesen werden, bietet der Katalog schon lange nicht mehr nur eine Suchhilfe für Nutzer vor Ort, sondern darüber hinaus einen regelmäßigen Einstieg in die Recherche zu Themen der mittelalterlichen Geschichte.





ÜBERBLICK

Auf einen Blick: Mittelalterforschung an der BAdW

EIN STARKER SCHWERPUNKT MIT EINER VIELZAHL VON VORHABEN:
DIE MITTELALTERFORSCHUNG AN DER BADW INKLUSIVE EINIGER PROJEKTE UND
REIHEN, DIE SICH NEBEN ANDEREN EPOCHEN AUCH DEM MITTELALTER WIDMEN.

Deutsche Literatur des Mittelalters

Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters

Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters

Deutschsprachige Lieddichtung des Mittelalters

Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache

Verfasserlexikon – Die deutsche Literatur des Mittelalters (abgeschlossen)

Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit (abgeschlossen)

Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“

Deutsche Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Münchener Abteilung)

Ungedruckte Texte aus der mittelalterlichen Geisteswelt

Urkunden Kaiser Friedrichs II.

Werke des Johannes von Damaskus

Acta conciliorum oecumenicorum

Lexicon musicum Latinum Medii aevi

Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz

Bayerische Landesgeschichte

Regesten zur bayerischen Landesgeschichte

Historischer Atlas von Bayern

Historisches Ortsnamenbuch von Bayern

Bayerische Rechtsquellen

Historisches Lexikon Bayerns

Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte

Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte

Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern

Historische Kommission

Repertorium Academicum Germanicum

Deutsche Reichstagsakten, Ältere und Mittlere Reihe

Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit

Neue Deutsche Biographie

Altokzitanisches Wörterbuch

Mittelateinisches Wörterbuch





LANDESGESCHICHTE

Bayerns Mittelalter im „Überblick“

DIE REGESTEN ZUR BAYERISCHEN LANDESGESCHICHTE.

VON
LUDWIG HOLZFURTNER



Die Regesten der Bischöfe von Freising 739–1184, der derzeit jüngste Band in der Reihe Regesten zur bayerischen Landesgeschichte.

Die Erschließung der Geschichtsquellen Bayerns gehört mit zu den vornehmsten Aufgaben der Kommission für bayerische Landesgeschichte. Seit ihrer Gründung im Jahre 1927 ist sie daher Herausgeber der – als Projekt viel älteren – „Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte“ und der ehrwürdigen, schon seit Bestehen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erscheinenden Monumenta Boica, die allerdings inzwischen aufgrund ihrer veralteten Konzeption nicht mehr weitergeführt werden; als Publikationsort von Urkunden, Urbaren und Traditionsbücher wurden sie von den moderneren „Quellen und Erörterungen“ abgelöst.

Diese Reihe ist vorrangig auf urkundliche und urbarielle Quellen beschränkt; die Edition von erzählenden Quellen hingegen, Chroniken, Annalen und Briefen, wurde den Monumenta Germaniae Historica überlassen, die im Rahmen ihrer übergreifenden Arbeit den größeren Teil dieser Quellen auch aus bayerischer Provenienz der Öffentlichkeit zugänglich machen konnten. Was dagegen immer noch fehlte, war ein provenienzenübergreifendes Überblicksverzeichnis der bayerischen Geschichtsquellen, eine an der historischen Persönlichkeit orientierte Zusammenstellung aller einschlägigen Aussagen aus den urkundlichen wie den erzähl-

enden Quellen, kurz gesagt: ein Regestenwerk zur bayerischen Landesgeschichte. Nun gibt es unter dem Titel Regesta Boica zwar ein solches; in 13 Bänden während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstellt, ist es aber als völlig veraltet anzusehen und erfüllt nicht die Anforderungen an ein modernes Regestenwerk.

Deshalb kann man sich die Erstellung eines solchen Werks nur wünschen; ein Regestenwerk bietet auf einen Blick alle Quellen, die es zu einem Zeitabschnitt, einer Person, einem bestimmten Ereignis gibt. Regesten zur bayerischen Landesgeschichte wären damit sozusagen eine bayerische Geschichte im Überblick, wenngleich man sich darüber im Klaren sein muss, dass die Perspektive angesichts der Menge an Quellen sehr weit gewählt werden muss. Ein solches Projekt erfordert freilich ein Ausmaß an Optimismus, das man umso weniger aufzubringen in der Lage ist, je mehr Erfahrung in der Durchführung derartiger Unterfangen man hat. Die Kommission ist in vielen Forschungsvorhaben engagiert, auf die sie ihre materiellen und personellen Möglichkeiten aufzuteilen hat, und die laufenden Arbeiten durften keinesfalls zu Gunsten des neuen Projekts zurückgestuft werden. Dass letzten Endes aber doch die Entscheidung für die Aufnahme eines solchen Regestenwerks in ihr Arbeitsprogramm fiel, hat mit

einem wissenschaftlichen Erbe zu tun, das sie verwaltet.

Ein Quellschatz im Wandschrank

Tatsächlich geistern Regesten zur bayerischen Geschichte schon seit Jahrzehnten durch die bayerische Landesgeschichtsforschung. Der Urheber dieses Phantoms ist Josef Widemann, der in den 1920er Jahren ein Gesamtregister zu den Regesta Boica erstellte, wobei ihm deren Unzulänglichkeit auffiel und ihn zu einer neuen Regestierung der mittelalterlichen Geschichtsquellen Bayerns animierte; bis zu seinem Tod 1962 arbeitete er die meiste Zeit an diesem Werk. Es gedieh zuletzt zu einer Sammlung von mehr als 3.000 eng beschriebenen DIN-A5-Bögen, auf denen praktisch komplett die Regesten der Herzöge von Bayern, angefangen bei Herzog Garibald im Jahre 555 bis in die Generation Ludwigs des Bayern und für einzelne Herrscher auch noch darüber hinaus, verzeichnet sind, daneben die Regesten der Bischöfe von Freising, Salzburg/Chiemsee, Regensburg und Passau, jeweils von den Anfängen bis in das 14. Jahrhundert. Wenngleich die Regesten Widemanns hinsichtlich der Heuristik nahezu komplett sind, sind sie aber noch weit entfernt von jeder Druckreife; der Stand der Editionen und der zitierten Literatur entspricht im günstigsten Fall dem der ausgehenden 1950er Jahre. Dennoch war die Materialsammlung viel zu wertvoll, um sie der Vergessenheit anheimzugeben,

Literaturhinweis

L. Holzfurtner, Die Regesten der Herzöge von Bayern. Bericht über ein neues Projekt der Kommission für bayerische Landesgeschichte, in: K. Ackermann, A. Schmid, W. Volkert (Hrsg.), Bayern. Vom Stamm zum Staat. Festschrift für Andreas Kraus zum 80. Geburtstag, Band 1, München 2002, S. 77–86.



zumal seitens der Forschung auch immer wieder Nachfrage bestand.

Konservatorische Maßnahmen

Zunächst dem Institut für Bayerische Geschichte übergeben, landete die Sammlung 1971 in der Verfügung der Kommission, wo sie in acht blauen Archivkartons verwahrt ist. Nach der Maßgabe Widemanns konnten sie wissenschaftlich arbeitende Interessenten mit Genehmigung des Institutsvorstandes bzw. des 1. Vorsitzenden der Kommission auch benutzen, allerdings stellten sich dem zunehmend konservatorische Probleme entgegen: Das Papier wurde brüchig und begann zu vergilben – ein Ende des Quellschatzes im Wandschrank schien absehbar. Inzwischen konnte der Bestand gesichert werden; zumindest die Regesten der Herzöge von Bayern wurden kopiert, die Kopien gebunden und im Anschluss daran digital erfasst, nach den technischen Möglichkeiten der 1990er Jahre noch durch simples Abschreiben und Speicherung.

Die Bischofsregesten

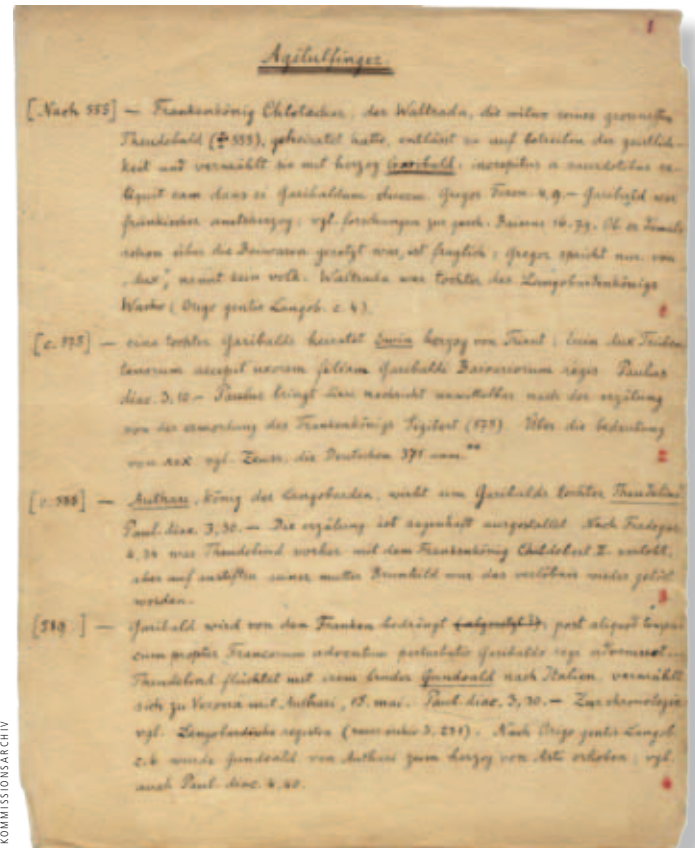
Schon in den späten 1980er Jahren gab es Überlegungen, die Sammlung Widemanns als Grundlage eines Regestenwerks zur bayerischen Geschichte des Mittelalters zu nutzen. Glückliche Umstände ermöglichten eine zügige Aufnahme der Arbeiten in einem Teilbereich, den Regesten der Bischöfe von Passau, deren Bearbeitung Egon Boshof übernahm; 1992 erschien der erste Band, inzwischen liegt Band III vor. Sie reichen damit bis zum Jahr 1282 und enthalten annähernd 3.000 Regesten. Auch an den Regensburger Regesten wird inzwischen gearbeitet.

Ende 2009 konnte zudem der erste Band der Regesten der Bischöfe von Freising erscheinen; er reicht von den Anfängen des Bistums Freising bis 1181 und enthält über

600 Regesten. Mit diesem Band hat es insofern eine besondere Bewandnis, als er nicht nur Regesten im engeren Sinne, sondern auch Volltexteditionen enthält. Ursache dafür ist, dass dieser Band nicht auf die Widemann-Sammlung zurückgeht, sondern auf Vorarbeiten Alois Weißthanners, der die Freisinger Quellen eigentlich für die Monumenta Boica bearbeitete, sie aber vor seinem Tod nicht abschließen konnte. Da die Regesten den ungleich moderneren Publikationsort darstellen, wurde die Sammlung aber in diesen gedruckt. Der Band verbindet sich mit der dankbaren Erinnerung an die letzte Bearbeiterin Gertrud Thoma, die trotz ihrer schweren Erkrankung den Band noch fertig stellte und wenige Tage nach seinem Erscheinen verstarb.

Die Regesten der Herzöge von Bayern

Das Herzstück der Widemann-Sammlung, die Regesten der Herzöge von Bayern, hatte am längsten einer Bearbeitung. Hier ist auch die meiste Arbeit zu leisten, nicht nur wegen des Materialumfangs, sondern ebenso infolge des zum Teil beträchtlichen Fortschritts der Edition und Forschung in den letzten fünf Jahrzehnten. Das große Interesse der Forschung an der Sammlung war indessen auch nicht zu übersehen. Im Herbst 1997 beschloss die Mitgliederversammlung der Kommission daher, die Bearbeitung aufzunehmen, und seit April 1998 ist eine Arbeitsgruppe aus Mitgliedern und Mitarbeitern der Kommission tätig. Das Konzept sieht zunächst die Bearbeitung der Regesten von den Anfängen bis zum Ausgang Herzog Ludwigs II., des Strengen, vor. Allein dafür sind mehr als sieben Jahrhunderte zu bewältigen; die Zahl der Bände konnte noch nicht festgelegt werden, da sich der Umfang der einzelnen



KOMMISSIONSARCHIV

Regesten nach einer modernen Bearbeitung vervielfachen kann und sich zudem auch ihre Zahl um einiges erhöht. Die Zusammenfassung zu einem Bearbeitungsabschnitt erfolgte aufgrund der konzeptionellen Übereinstimmung, die sich für das 14. Jahrhundert jedoch nicht in der gleichen Form aufrechterhalten lassen wird, da sich der Charakter der Überlieferung stark verändert.

Die Tätigkeit der Arbeitsgruppe zeigte bald Erfolge; relativ rasch wurde die Arbeit an drei Bänden aufgenommen, von denen einer bereits so weit gediehen ist, dass noch im laufenden Jahr mit der Fertigstellung des Manuskripts zu rechnen ist. Nach allem Anschein kann 2011 der erste Band der Regesten der Herzöge von Bayern vorgelegt werden. Er wird die Regesten der Herzöge Otto I. (1180–1183) und Ludwig I. (1183–1231) enthalten.



Das erste Blatt der Regesten-sammlung Josef Widemanns, die Regesten der Herzöge von Bayern, beginnend mit der ersten Nennung eines bayerischen Herzogs im Jahre 555 (Garibald).

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und apl. Professor an der LMU München.

EDITIONSPROJEKT

Die Urkunden Kaiser Friedrichs II.

DER BERÜHMTE, ABER AUCH SCHON ZU LEBZEITEN UMSTRITTENE STAUFERKAISER AUS DEM 13. JAHRHUNDERT STEHT IM MITTELPUNKT DES BISLANG GRÖSSTEN VORHABENS IM RAHMEN DER SO GENANNTEN KAISERDIPLOMATIK.

VON WALTER KOCH

Die Edition der Urkunden (Privilegien und Mandate) des Stauferkaisers Friedrichs II. (1194–1250) steht unter der Obhut der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die für dieses Langzeitvorhaben 1990 eine eigene Kommission einsetzte. Die Arbeiten werden vom Bund und vom Freistaat Bayern im Rahmen des sog. Akademienprogramms getragen, das vornehmlich geisteswissenschaftliche Großprojekte finanziert und die Fortschritte in Intervallen von drei Jahren einer strengen Qualitätsprüfung unterzieht. Bei der letzten derartigen Überprüfung im Jahre 2008 wurde auf Antrag des Berichterstatters das Vorhaben von der Wissenschaftlichen Kommission der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften bis 2034 verlängert, nachdem die Evaluatoren den zügigen Fortgang der Arbeiten und besonders die „gesamteuropäische Dimension des Projekts“ hervorgehoben hatten. Die stattliche Verlängerung um 24 Jahre, ab der Schnittstelle 2010 gerechnet, ist in der heutigen Wissenschaftslandschaft zweifellos als ein großer Erfolg zu werten, der der Dimension des Projekts Rechnung trägt. Dieses bisher größte Unternehmen im Rahmen der Kaiserdiplomatie – zugleich

ein Vorhaben von internationaler Einbettung – erforderte von Anfang an eine präzise Planung:

- Modul 1: Sog. sizilische Königszeit (1198–1212): Bd. 1 (2002 erschienen)
- Modul 2: Sog. deutsche Königszeit (1212–1220) mit dem ersten Aufenthalt Friedrichs II. nördlich der Alpen: Bd. 2 (2007 erschienen) und Bd. 3 (vor der Fertigstellung)
- Modul 3: Rückkehr nach Italien bis zum Hoftag von Cremona (1220–1226): Bde. 4 und 5 (geplant 2011–2017)
- Modul 4: Vorfeld des Kreuzzuges, Kreuzzug, Rückkehr nach Italien und erste Phase des zweiten Aufenthalts in Deutschland (1226–1236): Bde. 6 und 7 (geplant 2018–2024)
- Modul 5: Zweite Phase des Deutschlandaufenthalts, Rückkehr nach Italien, Endkampf mit dem Papsttum, Zeit bis zu Friedrichs Tod (1237–1250): Bde. 8, 9 und 10 (geplant 2025–2034).

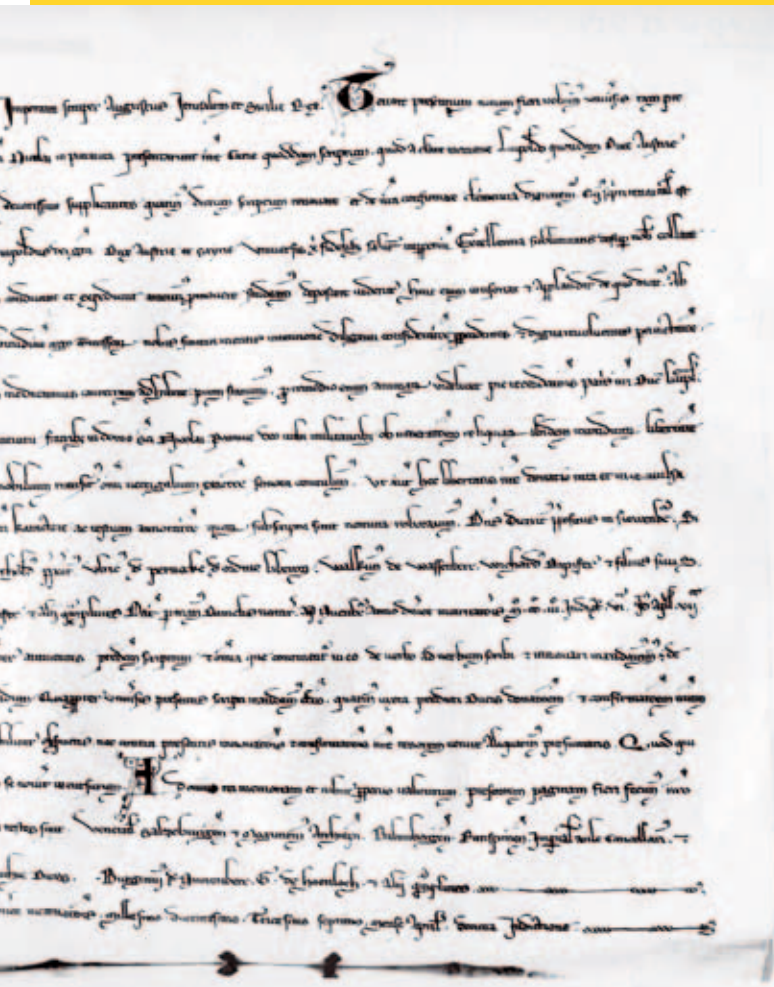
Der Bestand: 2.600 Urkunden aus ganz Europa

Von den insgesamt geplanten zehn Bänden sind die beiden ersten bereits erschienen, der dritte Band soll noch 2010 zu Ende gebracht werden. Liegt er vor, dann werden bisher 659 Urkunden des großen Staufers in einer kritischen modernen Edition und Kommentierung



bearbeitet sein. Insgesamt sind rund 2.600 Urkunden zu bewältigen, das bedeutet etwa das Zweieinhalbfache der bisher umfangreichsten Ausgabe von Urkunden römisch-deutscher Könige und Kaiser, der fünfbandigen Edition der Dokumente Friedrich Barbarossas, die, von Heinrich Appelt und Mitarbeitern erstellt, 1990 in Wien abgeschlossen wurde. In Kooperation unserer Akademie mit den Monumenta Germaniae Historica erscheint das Werk im Rahmen von deren renommierter Diplomata-Reihe nach den bewährten, europaweit hoch angesehenen und immer wieder auf dem Prüfstand stehenden Editionsrichtlinien. Die Arbeitsräume stellt in dankenswerter Weise die Ludwig-Maximilians-Universität München zur Verfügung.

Sieht man von Ludwig dem Frommen und Heinrich V. ab, an denen noch gearbeitet wird, so stehen die fränkischen und deutschen Königs- und Kaiserurkunden von den Merowingern bis einschließlich Friedrich Barbarossa der histori-



KOMMISSIONSARCHIV

Vorlagen und Vorurkunden sowie allfälliger Konzepte und dgl., zu untersuchen und in Verbindung mit den erforderlichen Sacherläuterungen zu edieren. Dabei hat eine einwandfreie, den Urkunden und ihrer Überlieferungssituation entsprechende Textpräsentation höchsten Stellenwert. Wo es sinnvoll ist, kommen selbstverständlich die neuen Medien zum Einsatz.

Zentrales Quellenwerk einer bewegten Epoche

Dass ein Unternehmen dieser Größe mit zahlreichen Arbeitsgängen von der Materialsuche über die Ausarbeitung der einzelnen Urkundennummern bis hin zu den zahlreichen Kontrollgängen im Vorfeld der Drucklegung, die Erstellung der verschiedenen Register sowie die Arbeiten während des Drucklegungsprozesses kompetente wissenschaftliche Mitarbeiter und Helfer erfordert, steht außer Zweifel. Sie sind zunächst in den hauptamtlichen Mitarbeitern mit langjähriger Erfahrung, Klaus Höflinger und Joachim Spiegel, gegeben, die dem Berichterstatter tatkräftig zur Seite stehen. Dass aber weitere Unterstützung, auch von möglichst eingearbeiteten studentischen und wissenschaftlichen Hilfskräften für mancherlei Arbeitsgänge zweckmäßig ist, steht außer Frage. Ein Forschungsprojekt dieses Zuschnitts gilt nicht nur einer der herausragendsten und bereits in seiner Zeit umstrittensten Herrschergestalten des 13. Jahrhunderts, einer bewegten Epoche im Umbruch, in der die politische Landschaft Europas neu geformt wurde. Es ist ein Quellenwerk vielfältigster Art, zunächst der allgemeinen und von den Dokumenten betroffenen regionalen Geschichte, vor allem aber auch der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des vom Großreich Friedrichs II. bestimmten Raumes.



Urkunde Friedrichs II. für das Kloster St. Nikolaus in Passau, April 1237.

schen Forschung bereits in einer geschlossenen Reihe als kritisch aufgearbeitetes Material für die verschiedensten Fragestellungen zur Verfügung. Daher gelten die derzeit laufenden bzw. geplanten Arbeiten Heinrich VI., den jüngeren Staufern mit Friedrich II. als zentralem und bei weitem größten Block und den Königen des Interregnums, wobei erst die der Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland aus der Feder von Dieter Hägermann, Jaap G. Kruisheer und Alfred Gawlik vorliegen. Die Voraussetzung für unsere Edition war zunächst eine mehr als 15 Jahre umfassende Feldforschung, in der über 850 Archive und Bibliotheken in weiten Teilen Europas von Schweden bis Malta – freilich mit dem Schwergewicht in Italien, im deutschsprachigen Raum, im einst arelatensischen Gebiet sowie im niederländisch-belgisch-nordfranzösischen Bereich – „generalstabsmäßig“ mit intensiver Vor- und Nachbereitung aufgesucht und durchforscht wurden. Originale und angebliche Originale (Fälschungen),

die beide insgesamt etwa ein Drittel der uns bekannten Urkunden ausmachen (wobei der Prozentsatz der noch im Original erhaltenen Urkunden nördlich der Alpen wesentlich höher ist als etwa in Italien), mussten an Ort und Stelle untersucht und beurteilt werden. Nicht weniger von Bedeutung war die Erfassung der reichen nur mehr abschriftlich vorhandenen Überlieferung, aus der nach den Regeln der Kunst die Editionstexte zu erarbeiten sind. Dass der Suche nach noch Unbekanntem – seien es überhaupt neue Spezimina oder zumindest neue und bessere Überlieferungen – ein besonderer Reiz zukommt, steht außer Frage. Allein schon die weite Streuung der Lagerstätten zeigt die Ausdehnung des friderizianischen Herrschaftsbereiches und somit die europäische Dimension des Forschungsunternehmens. Die Dokumente sind nunmehr nach den Regeln der modernen Diplomatik, d. h. mit Feststellung der Schreiberhände bei den Originalen, des Diktats (Verfasserschaft), der

Der Verfasser ist o. Mitglied der Bayerischen und korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender der Kommission für die Herausgabe der Urkunden Kaiser Friedrichs II.

BIOGRAPHIE

„Der Wissenschaft Leuchte und Licht“

KARL HAMPES MITTELALTER ZWISCHEN KAISERREICH UND DIKTATUR.

VON FOLKER REICHERT

O Hampe, Hampe, Hampe, der Wissenschaft Leuchte und Licht, du bist wie eine Lampe, nur explodierst du nicht“. Mit diesen Worten, eingeritzt in eine Schulbank im Alten Bremer Gymnasium, sagte ein unbekannter Gymnasiast seinem Klassenkameraden eine große Zukunft voraus. Die Prophezeiung sollte sich als richtig erweisen. Karl Hampe, geboren 1869 in Bremen, gestorben 1936 in Heidelberg, war nicht nur Klassenprimus in seiner Schulzeit, sondern machte auch sonst von sich reden. Als Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Historica erregte er durch spektakuläre Quellenfunde

Karl Hampe (stehend rechts außen) im Bremer Prima-Verein 1887.

Aufsehen. Der Habilitation im Alter von 30 Jahren folgte bald die Berufung an die Universität Heidelberg, an der er 31 Jahre lang lehrte. Weitere Rufe folgten, mehrere Akademien und Kommissionen wählten ihn zu ihrem Mitglied. Mit seinen Panoramen zur deutschen Kaisergeschichte erreichte er ein breites Lesepublikum und war seinerzeit wahrscheinlich der bekannteste deutsche Mediävist. Seine Bücher prägten das Mittelalterbild mehrerer Generationen.

Sozialisation im Kaiserreich

Hampes Denken und Fühlen wurzelten im Kaiserreich vor 1918. Dem letzten Kaiser stand er zwar

skeptisch gegenüber, aber den Altkanzler Bismarck verehrte er glühend, und die scheinbare Blüte des wilhelminischen „Machtstaats“ erfüllte ihn allzeit mit Stolz. Die Festigkeit der staatlichen Ordnung, der zunehmende Wohlstand in den Ländern und die wachsende Geltung des Reiches in der Welt, nicht zuletzt die Erfolge der Wissenschaften gaben ihm Anlass, voller Optimismus in die Zukunft zu schauen. Mit der Edition mittelalterlicher Geschichtsquellen und mit hochgemuten Darstellungen zur älteren deutschen Geschichte glaubte er, zum allgemeinen Fortschritt seinen Beitrag leisten zu können. Die Monumenta Germaniae Historica betrachtete er als ein nationales Unternehmen, das mittelalterliche Reich als den Vorläufer des Hohenzollernreichs und dieses als das Ziel der deutschen Geschichte. Mit den Mitteln einer objektiven Geschichtswissenschaft glaubte er seine Sicht der Vergangenheit beweisen zu können. Denn wie fast alle seine Berufskollegen sah er sich in der Nachfolge Leopold von Ranke und machte sich anheischig, mit den Methoden einer streng quellenorientierten Geschichtsforschung objektive Wahrheiten ans Licht bringen zu können. Der Zuspruch des Publikums war dafür nicht unbedingt nötig. Die Sekurität des Kaiserreichs ermöglichte einen Wissenschaftsbetrieb, der weitgehend sich selbst genügte. Hampe war bis zur Mitte seines Lebens nichts weiter als ein bedeutender Positivist.



PRIVAT

Herausforderung durch den Weltkrieg

Herausgefordert sah sich Hampe durch den Weltkrieg. Da nämlich war das Mittelalter nicht mehr gefragt, kein Beitrag zur Gegenwart schien möglich. Hampe suchte seinen Platz in der „Volksgemeinschaft“ (der Begriff wurde schon während des Ersten Weltkriegs gebraucht, auch von Hampe) und fand ihn nach einigem Hin und Her in der Behandlung der „belgischen Frage“ vom Standpunkt der Wissenschaft aus. Damit stand er keineswegs alleine. Zahlreiche deutsche Professoren versuchten sich auf diesem Gebiet und konkurrierten miteinander um die Gunst von Politik, Militär und Öffentlichkeit. Aber dank günstiger Umstände (sein Bremer Schulfreund Hermann Schumacher gab das offiziöse Sammelwerk „Deutschland und der Weltkrieg“ heraus, und Hampe gehörte zu den durchweg prominenten Autoren) und durch seine abgeklärte, objektiv wirkende Sprache und Diktion konnte Hampe sich durchsetzen und galt (obwohl er nur wenige Wochen vor Ort war) bis zum Ende des Krieges als bedeutender Belgienexperte.

Vier Jahre hat Hampe fast nur über neuere, vor allem belgische Geschichte publiziert. Später bereute er die Ausflüge in ein ihm von Haus aus fremdes Gebiet, da sie nicht wissenschaftlicher Natur waren, sondern ans Journalistische grenzten. Immerhin hatte er gesehen, dass seine Art zu schreiben in der Öffentlichkeit ankam und sich seine Tätigkeit nicht auf die Rekonstruktion von Texten und Tatsachen beschränken musste. Was ihn in den Kriegsjahren umtrieb und welche Veränderungen sich im öffentlichen wie in Hampes persönlichem Leben anbahnten, geht besonders eindrucksvoll aus seinem Kriegstagebuch hervor, das 90 Jahre nach Kriegsausbruch durch



Karl Hampe im Jahr 1913.

die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften publiziert werden konnte (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 63).

Kaisergeschichten für die Republik

Der Umbruch im Gefolge des Kriegsendes und der Revolution 1918/19 war auch für Hampe in vieler Hinsicht ein Anfang. Sein Heidelberger Kollege und Nachbar Hermann Oncken brachte die Situation auf den Punkt: „Wir müssen in manchen Punkten ganz andere werden“. Auch Karl Hampe trug den Gegebenheiten Rechnung und orientierte sich neu, politisch, ästhetisch und auch bei seiner wissenschaftlichen Arbeit. Zwar empfand er die Monarchie nach wie vor als „das schönere System“ (Richard Thoma), erkannte aber die Republik als politische Notwendigkeit. Wie sein Freund Friedrich Meinecke wandelte er sich vom „Herzemonarchisten“ zum „Vernunftrepublikaner“, vom Wilhelminer aus Neigung zum verfassungstreuen Anhänger der Weimarer Republik. An seiner Vorliebe für Klassik, Romantik und poetischen Realis-

mus hielt er zwar fest, aber er war durchaus bereit, sich in die neuen Richtungen in Kunst und Literatur einzudenken.

Schließlich ergaben sich auch in wissenschaftlicher Hinsicht ganz neue Perspektiven: Hampe wandte sich völlig von der Einzel- und Tatsachenforschung ab und unterzog namentlich die „Jahrbücher der Deutschen Geschichte“, das Flaggschiff des mediävistischen Positivismus, einer Fundamentalkritik, von der sie sich nicht mehr erholen sollten. Auch an der Arbeit für die Monumenta Germaniae Historica fand er keinen rechten Gefallen mehr. Umso entschiedener wandte er sich dem allgemeinen Publikum zu, dem er in einer Zeit des Niedergangs das heroische Beispiel der Vergangenheit vor Augen stellen wollte. „Mittelalterliche Kaiserherrlichkeit! Mit welcher Sehnsucht blickten unsere Vorfahren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf sie zurück. Auch wir, die wir in der Außenpolitik jede Geltung als Weltmacht verloren haben, versenken uns wieder gern in jene Jahrhunderte, in denen Deutschland stark und mächtig war, und erinnern uns stärker als in den Tagen des

Literaturhinweis

Folker Reichert, Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 79), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2009, 459 S., 24 Abb., ISBN 978-3-525-36072-9, 49,90 €.

Glänzes jener kühnen und kraftvollen Herrschergestalten“. Mit solchen Worten wurden Hampes Bücher beworben. Die Nachkriegszeit wurde als eine Zeit der Krise und der Machtlosigkeit beurteilt, der Blick auf die glanzvolle Vergangenheit sollte als Gegenmittel gegen den Ekel vor einer elenden Gegenwart dienen. Die Erinnerung an mittelalterliche Herrschergestalten wie Otto den Großen, Friedrich Barbarossa, Heinrich den Löwen oder auch Karl IV. sollte das nationale Bewusstsein der Deutschen wieder stärken – „gerade in unkaiserlicher Zeit“ (Ernst Kantorowicz).

Gelehrter Widerspruch im Nationalsozialismus

Am 3. Februar 1933, vier Tage nach Hitlers Machtergreifung, wurde Karl Hampe 64 Jahre alt. Er stellte sich die Frage, ob er wie einige seiner Freunde und Kollegen in den Ruhestand eintreten oder ob er sich noch einmal, wie 1918/19, völlig umorientieren solle. Hampe hat Letzteres versucht. Er beobachtete aufmerksam die Geschehnisse in Heidelberg, in Baden wie im ganzen Reich und in Europa und versuchte, sich durch die Lektüre der völkischen Literatur, Geschichtsschreibung und Rassenkunde über die aktuellen Tendenzen in Politik und „Wissenschaft“ zu informieren. Drei Geschehnisse führten dazu, dass er sich schließlich doch für den Ruhestand entschied: eine Hausdurchsuchung bei seinem jüdischen Freund und Nachbarn Albert Fraenkel, der Freitod eines jungen Rechtsanwalts aus einer befreundeten jüdischen Familie (Hans Bettmann) und die Einsicht, dass er

ausschließlich Unsinn lesen musste, wenn er sich ideologisch und (pseudo-)wissenschaftlich auf dem Laufenden halten wollte.

Zum Ende des Wintersemesters 1933/34 trat Hampe schließlich in den Ruhestand ein. Der Abschied fiel sehr formlos aus. Aber mit der berühmten Aufsatzsammlung „Karl der Große oder Charlemagne“ (1935) meldete sich Hampe noch einmal zu Wort. Oft wurde sie in der Forschung zur Geschichte der Mediävistik behandelt, doch immer auf der Grundlage des publizierten Ergebnisses. Aber nur die unpublizierten Dokumente (vor allem Briefe) geben Aufschluss darüber, was die Autoren beabsichtigten, wer von ihnen welche Rolle übernahm und welche Sorgen sie umtrieben.

Initiator und Spiritus rector des ganzen Unternehmens war der junge Berliner Privatdozent Carl Erdmann. Hampe gab seinen Namen und sein Ansehen als bekanntester Mittelalterforscher der zwanziger Jahre. Er fand den Buchtitel und arbeitete eng mit Erdmann zusammen. Beider Ziel war es, Widerspruch gegen die völkische Geschichtsdeutung Alfred Rosenbergs und seines Gefolges einzulegen: Wenn man ihr folgte, dann war Karl als artfremder, katholischer „Sachsenschlächter“ zu betrachten, die

Sympathie einer neuen, einer „kämpfenden Wissenschaft“ hatte bei dem Heiden Widukind zu liegen. Hampe dagegen wollte „das objektive Ziel der Wissenschaft gegen die andringenden Verfallstendenzen verteidigen“, also Geschichtswissenschaft gegen die Zumutungen einer parteilichen Weltanschauung in Schutz nehmen. Es ging bei all dem nicht um die Frage: Charlemagne oder Karl, Deutscher oder Franzose – diese war nur Tarnung, um dem Buch einen nationalen Anstrich zu geben. Das Ganze hatte den Charakter einer professionellen Verschwörung, und es war das einzige Mal, dass die deutsche Geschichtswissenschaft mit einer repräsentativen Anzahl ihrer Vertreter gegen Tendenzen im Nationalsozialismus opponierte. Allerdings bekamen einige von ihnen zeitweilig kalte Füße und hätten, wie Carl Erdmann sich ausdrückte, mehr „Behutsamkeit“ vorgezogen.

Am Ende war das Unternehmen erfolgreich: Karl der Große wurde durch Hitler persönlich als bedeutender Herrscher der deutschen Geschichte „rehabilitiert“. Rosenberg musste sich in den nachfolgenden Auflagen des „Mythus des 20. Jahrhunderts“ zu entsprechenden Formulierungen bequemen. Hampe hat diesen Triumph noch erlebt, starb

aber ein halbes Jahr später bei einem Verkehrsunfall. Dadurch blieb ihm erspart, was seine Frau und seine Familie in den Jahren der Diktatur und des Krieges aushalten mussten.

PRIVAT



Grabstein für Karl Hampe und seine Frau Lotte auf dem Neuenheimer Friedhof in Heidelberg.



Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte an der Universität Stuttgart.



REZEPTION

Der Kaiser und die Akademie

EIN BLICK ZURÜCK INS MITTELALTER: LUDWIG DER BAYER ALS ATTRAKTIVER FORSCHUNGSGEGENSTAND DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN IM 19. JAHRHUNDERT.

VON KARL
BORROMÄUS MURR

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften beschäftigte sich schon seit ihrer Gründung 1759 mit der Erforschung des Mittelalters, die sich für geraume Zeit vor allem im Horizont der bayerischen Geschichte bewegte. Einen attraktiven Forschungsgegenstand stellte dabei die Geschichte Ludwigs des Bayern dar, dieses wittelsbachischen Kaisers, mit dessen Person sich Landes- und Reichsgeschichte trefflich zum Ruhme Bayerns verknüpfen ließen. Allein – ein solcher Zugriff auf Kaiser Ludwig hatte mit einer historiographischen Hypothek zu kämpfen: Seit dem Spätmittelalter trübte der Vorwurf von Wankelmütigkeit und Unentschlossenheit das Charakterbild des oben drein päpstlich gebannten Fürsten.

Die alte Akademie: Vorbereitung eines neuen Ludwig-der-Bayer-Bildes

Diesem negativen Geschichtsbild suchte vor allem der 1777 als Mitglied in die Akademie aufgenommene Lorenz Westenrieder entgegenzuwirken, der bereits 1779 die Korrespondenz der Historischen Klasse übernahm und bald zu einem bedeutenden Vertreter der Aufklärung in Bayern aufstieg. Mit der von der Akademie in Auftrag gegebenen bayerischen

Geschichte, die 1785 erschien, avancierte Kaiser Ludwig zu einer „Lichtgestalt“ in Westenrieders historischem Œuvre. Wenig später zog dieser in dem Akademievortrag „Von den Nominalisten“ mit teils beißendem Spott gegen den Scholastizismus des 14. Jahrhunderts ins Feld – eine Kritik, wodurch die Größe des „aufgeklärten“ Ludwig „umso strahlender“ erscheinen sollte. Vollends enthüllte sich Westenrieder als Aufklärer in der Beschreibung Ludwigs als eines Herrschers, der den „Werth großer Köpfe, und brauchbarer Gelehrter“ wie Marsilius von Padua oder Wilhelm von Ockham erkannt habe. In offensichtlicher Anspielung auf die Akademie seiner Zeit schilderte er, wie der Kaiser mit diesen Gelehrten in München eine „Akademie errichtete“, um „die grauenvollen Finsternisse der damaligen öffentlichen Begriffe zu zerstreuen“.

Der Kaiser als Legitimationsfigur des neuen Königreiches

Eine neue Ära der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hob unter der Regierung Königs Max I. Joseph an. Dessen Minister Montgelas verfolgte mit der Reorganisation der Akademie 1807 auch das Ziel, die nun in eine königliche Staatsanstalt umgewandelte Institution der wittelsbachischen Politik dienlich zu machen. Insbesondere die Geschichte Kaiser Ludwigs schien sich zur Legitimierung des



Statue Ludwigs des Bayern von Ludwig Schwanthaler in der Eingangshalle des Münchner Herkulesaals, um 1840.

BADW

1806 zum Königreich aufgestiegenen Bayern zu eignen. Dieses Ansinnen verfolgte Karl Kristian von Mann in seinem Akademie-Festvortrag von 1806, in dem er in Plutarch'scher Manier Ludwig den Bayern mit Kurfürst Maximilian verglich, wobei Manns Sympathien eindeutig auf der Seite des wittelsbachischen Kaisers lagen.

Die Preisaufgabe von 1809 ...

Unter der Federführung Westenrieders schrieb die Akademie 1809 dann deutschlandweit eine Preisaufgabe zur Erarbeitung einer neuen Biographie Kaiser Ludwigs aus. Den ersten Preis erhielt der aus Franken stammende protestantische Historiker Konrad Mannert, den die Münchner Akademie bereits 1808 als auswärtiges Mitglied aufgenommen hatte. Die Akademie honorierte zudem die Einsendung des vormaligen Benediktiners Roman Zirngibl, der schon seit 1777 der Akademie angehörte. Nicht prämiert wurde indes die Einsendung des in seiner Zeit ungemein populären Dramatikers und russischen Staatsrats August von Kotzebue.

Was die wissenschaftliche Qualität betrifft, so standen die überlieferten Wettbewerbsschriften deutlich hinter ihrem patriotischen Pathos zurück. Auf der Höhe ihrer Zeit war allein die Arbeit Mannerts, in der sich bereits die Prinzipien moderner Geschichtswissenschaft niederschlugen. Politisch betrachtet standen in den Wettbewerbseinsendungen zwei Feindbilder im Vordergrund. So schilderten die bayerischen Autoren Kaiser Ludwig als gerechten Widersacher des Papsttums und nahmen ihn damit in den Dienst von Bayerns einschneidender Staatskirchenpolitik jener Zeit. Darüber hinaus brachten sie Ludwig, den militärischen Sieger über seinen Habsburger Konkurrenten Friedrich, gegen Österreich in Stellung, das im Zeit-

alter der napoleonischen Kriege lange Zeit als der eigentliche „Erbfeind“ Bayerns galt.

... führt zu einer bayerisch-österreichischen Kontroverse

In der „Wiener allgemeinen Literaturzeitung“ entspann sich im September 1813 um Mannerts Ludwig-Biographie eine österreichisch-bayerische Kontroverse. Es war kein Geringerer als der seit 1808 im Habsburger Staatsdienst stehende Friedrich Schlegel, der seine Rezension von Mannerts preisgekrönter Schrift einzig dazu nutzte, mit dem napoleonischen Bayern politisch abzurechnen. Die bayerische Replik von Karl Heinrich Ritter von Lang, der seit 1811 der Münchner Akademie angehörte, verlief indes im Sand, da mit dem am 8. Oktober 1813 erfolgten Bündniswechsel Bayerns auf die Seite der antinapoleonischen Koalition eine kritische Haltung gegenüber Österreich nicht mehr opportun erschien.

Ludwig der Bayer als Streitfall im Kulturkampf

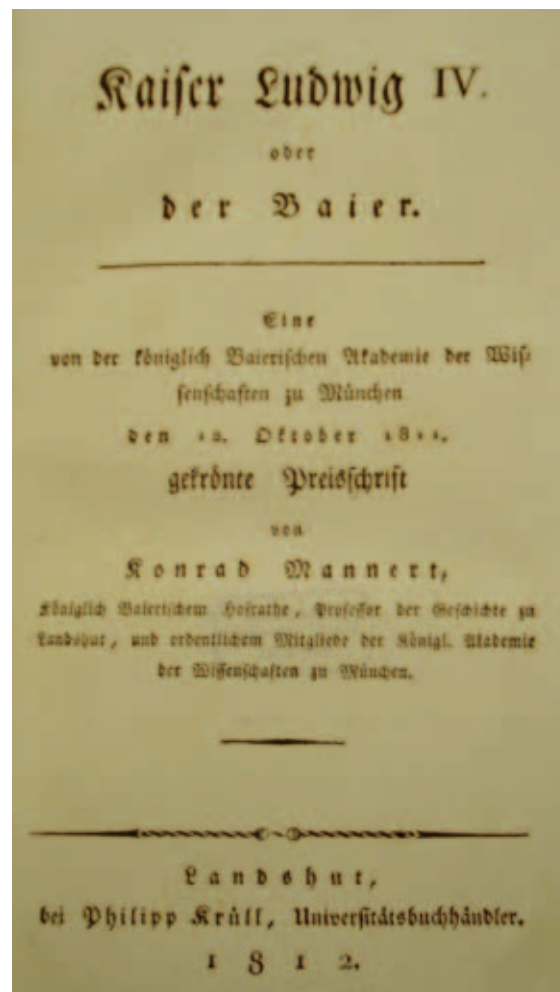
Bis in die Zeit des Deutschen Kaiserreiches lag dann jedoch die historische Forschung zu Kaiser Ludwig an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften brach. In der Zwischenzeit hatte sich mit der Gründung der Historischen Kommission 1858 das geschichtswissenschaftliche Profil der Akademie grundlegend gewandelt. Dies bedeutete methodisch die Durchsetzung der historisch-kritischen Methode und inhaltlich die

Weitung der Perspektive über die Geschichte Bayerns hinaus auf die deutsche Reichsgeschichte. Erst ab den späten 1870er Jahren entwickelte sich die Akademie erneut zu einem prominenten Forum zur Erforschung der Geschichte Ludwigs des Bayern. Hier tat sich Sigmund Riezler hervor, seit 1877 Mitglied der Akademie und seit 1882 Sekretär der Historischen Kommission. In deren Auftrag hielt sich Riezler 1882, 1885 und 1888 in Rom auf, um zusammen mit Hermann Grauert in dem erst kurz zuvor der Forschung zugänglich gemachten Vatikanischen Archiv die Akten zur Geschichte Kaiser Ludwigs zu sichten und zur Edition vorzubereiten, die 1891 erschien. Bereits 1874 hatte Riezler eine Monographie über „Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwig des Baiers“ vorgelegt. Auf den Kaiser war Riezler zudem

„Möge Baiern seinen Ludwig in den niedergelegten Zügen kennbar finden!“ Diesen Wunsch stellte Konrad Mannert seiner preisgekrönten Biographie Ludwigs des Bayern (1812) voran.

Literaturhinweis

Karl Borromäus Murr, *Das Mittelalter in der Moderne. Die öffentliche Erinnerung an Kaiser Ludwig den Bayern im Königreich Bayern (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 156)*, Verlag C.H. Beck, München 2008, CXVIII + 612 S., 40 Abb., ISBN 978-3-406-10774-0, 58,00 €.



im zweiten Band (1880) seiner achtbändigen Geschichte Bayerns ausführlich eingegangen.

Riezler, der 1898 auf den neu gegründeten Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte an der Münchner Universität berufen werden sollte, zeichnete letztlich ein negatives Bild von Ludwig dem Bayern. Der Historiker, dem es – bei aller Sympathie für Bayern – doch vornehmlich um die Einheit der deutschen Nation und eine starke Zentralgewalt ging, kritisierte Kaiser Ludwig dafür, kaum etwas für das Reich getan zu haben im Gegensatz zu dessen „partikularistischem“ Einsatz für das heimische Bayern. Seine unvoreilhaftige Bewertung von Ludwigs Politik bezog Riezler vor allem aus der Einschätzung des Kampfes des Wittelsbachers mit dem Papsttum. Hierbei griff er auf den von der Geschichtsschreibung so häufig bemühten Wankelmut zurück, der den von religiösen Skrupeln befangenen Wittelsbacher nicht entschieden genug die deutsche Sache gegenüber der Kurie habe vertreten lassen.

Riezlers Ludwig-der-Bayer-Bild zeugte nicht zuletzt von einem Nationalliberalismus, deren Vertreter das Spätmittelalter als eine einzige Zerfallsgeschichte des deutschen Reichsgedankens begriffen. Riezler hatte seine nationalliberale Haltung bereits in seinem kulturkämpferischen Buch von 1874 enthüllt. Darin sang er ein Loblied auf Marsilius von Padua und Wilhelm von Ockham, die im Gegensatz zu Kaiser Ludwig die Kurie in ihre Schranken verwiesen hätten. In der positiven Würdigung der Reformation gab Riezler endgültig seinen weltanschaulichen Standpunkt preis: „Marsiglio und Ockham ... sind die Vorläufer einer Bewegung, die im sechzehnten Jahrhundert, als sich eine religiöse und nationale Strömung mit der wissenschaftlichen

verband, die größten Erfolge, aber selbst in unseren Tagen noch keinen völligen Abschluß erreicht hat.“ Es war zweifellos der Bismarck'sche Kulturkampf, der Riezlers Behandlung Kaiser Ludwigs prägte. Bemerkenswert ist, dass in den Jahren des Kulturkampfes deutschlandweit zahlreiche Studien zum Kampf des Wittelsbacher Kaisers mit dem Papsttum entstanden. In diesen Kontext gehört auch die Festrede Ignaz Döllingers, die er am 28. Juli 1875 als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hielt. Er sprach über „Deutschlands Kampf mit dem Papstthum unter Kaiser Ludwig dem Bayer“, um damit letztlich auch gegen das 1870 verkündete Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes Stellung zu beziehen.

Ein kulturkämpferisches Motiv leitete auch den protestantischen Theologen und Historiker Wilhelm Preger. Dieser – seit 1875 Mitglied der Münchner Akademie – nutzte die Historische Klasse seit 1877 wiederholt als Forum, um eine Neubewertung von Kaiser Ludwigs politischem Charakter vorzunehmen. Preger verlieh seinen in den 1880er Jahren gedruckten Studien weiteres Gewicht, indem er in ihnen zahlreiche unveröffentlichte Quellen, nämlich Urkundenauszüge aus dem Vatikanischen Archiv, mitteilte. Der Historiker war also an diese Quellen geraten, noch bevor Papst Leo XIII. das Vatikanische Archiv 1881 für die Forschung geöffnet hatte. 1886 löfete Preger das Geheimnis der Provenienz dieser päpstlichen Regesten, die aus dem Umfeld der katholischen Konzilsopposition auf ihn gekommen waren – darunter Augustin Theiner, der 1870 geschasste Präfekt des Vatikanischen Archivs, dann der spätere erste altkatholische Bischof Joseph Hubert Reinkens, darüber hinaus der englische Historiker Lord Acton und Döllinger.

Preger zeichnete Ludwig im Gegensatz zu Riezler als einen ungemein geschickt taktierender Herrscher, der im Kampf mit dem Papsttum alle diplomatischen Winkelzüge auszuspielen wusste. In seinen Arbeiten zu Kaiser Ludwig wandte Preger die historisch-kritische Methode bis in subtilste Verzweigungen hinein an. Zudem vollzog er darin eine historiographische Wende. Denn er folgte in seinem historischen Urteil nicht mehr so sehr moralischen als vielmehr machtpolitischen Kriterien. Es lässt sich nur vermuten, dass für einen solchen Urteilswechsel der politische Stil des Reichskanzlers Bismarck das Vorbild abgegeben hat.

Mit August Kluckhohn oder Henry Simonsfeld – beide Mitglieder der Münchner Akademie – ergriffen durchaus namhafte Historiker öffentlich Partei für Pregers neue Geschichtsauffassung und wandten sich so gegen Riezlers fundamentale Kritik – dies jedoch mit geringem Erfolg. Denn das von Riezler vertretene Kaiser-Ludwig-Bild blieb weit über die Zeit des Kaiserreiches hinaus bestimmende Forschungsmeinung. Die heutige mediävistische Forschung ist indes – cum grano salis – dem von Preger eingeschlagenen Weg gefolgt.

Anders als im 19. Jahrhundert trat die Akademie im 20. Jahrhundert in der historischen Erforschung Ludwigs des Bayern nicht mehr sonderlich hervor. Die 1927 gegründete Kommission für bayerische Landesgeschichte unterstützte nach dem Zweiten Weltkrieg nach Kräften zumindest die Drucklegung verschiedener, den Wittelsbacher Kaiser thematisierender Untersuchungen und Quellenwerke, um deren Entstehung sich vor allem Peter Acht – Mitglied der zuletzt genannten Kommission – verdient gemacht hat.



Der Autor leitet seit 2009 das Staatliche Textil- und Industriemuseum Augsburg (tim), das Anfang 2010 eröffnet wurde. Seine Dissertation über die öffentliche Erinnerung an Kaiser Ludwig den Bayern zur Zeit des Königreichs erschien in der Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte.

MITTELALTERLICHES MÜNCHEN

Neues von der Veste

DIE IM JUNI 2008 ABGESCHLOSSENE GENERALSANIERUNG DES CUVILLIÉS-THEATERS BRACHTE AUCH NEUE ERKENNTNISSE ZUR FRÜHEN BAUGESCHICHTE DER MÜNCHNER RESIDENZ.

VON
HERMANN NEUMANN

Nicht nur Touristen – auch mancher alteingesessene Münchner steht ratlos vor dem riesigen Komplex des Münchner Stadtschlusses. Wie sich die gut 20 Trakte der Residenz zu einem sinnvollen Ganzen fügen, ist auch dem einen oder anderen Angehörigen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften rätselhaft – obwohl man seit 50 Jahren hier zuhause ist.

Blick zum Ostportal der Neuveste mit umgebenden Bauresten kurz vor dem Abbruch im Jahr 1835 (von Domenico Quaglio). Teile der Brücke wurden 2003 vor der heutigen Ostzufahrt des Schlusses gefunden.

Die Münchner Residenz: eine komplizierte Baugeschichte

Im Gegensatz zur Würzburger Residenz, den Klöstern Ottobeuren oder Melk, die in wenigen Jahrzehnten entstanden, ist die Residenz in sechs Jahrhunderten gewachsen, wobei fortifikatorische, topographische, höfisch-zeremonielle und ökonomische Bedingungen eine Rolle spielten. Den Anfang machte um 1385 eine Fliehburg im Nordosteck jener mittelalterlichen Mauer, die noch heute mit drei Toren und dem Altstadttring im Münchner Stadtbild abzulesen ist. Das lebenswürdige alte München Carl Spitzwegs zeigt uns gerade noch die letzten oberirdischen Reste der – im Gegensatz zum erhaltenen Alten Hof – als Neuveste bezeichneten Burg. Domenico Quaglio hat das malerisch zugewachsene Areal am heutigen Marstallplatz 1827 festgehalten, bevor die Schachtarbeiter Klenzes für den neuen Festsaalbau aktiv wurden. Sie haben dann, ab 1835, sehr



WAF/ARCHIV: BAYERISCHE STAATSGEMÄLDESAMMLUNGEN

gründlich mit den dort gelegenen Mauerresten aufgeräumt.

Die Wiederentdeckung der Neuveste

Die Erinnerung an eine feste Burg östlich des 1616 vollendeten Renaissanceschlusses war nie verschwunden, obwohl schon sein Erbauer, Herzog Maximilian I., gut die Hälfte für eine weite Hofanlage schleifen ließ. Als der Rest im März 1750 abbrannte, blieben immerhin noch Erdgeschosse und Keller stehen, die – notdürftig eingedeckt – als Lager oder auch als Hofapotheke dienten. Das erste umfassende Residenzaufmaß des Maximilian Verschaffelt zeigt uns um 1800 nicht nur genaue Grundrisse, sondern auch die Nutzungen der Neuveste zur Zeit des ersten Bayernkönigs. Ein vorgeschobener Rundturm, von dem es hieß, er stehe und falle mit dem Hause

Wittelsbach, sollte dann nach dem Willen König Ludwigs I. mit seinem neuen Festsaalbau verwachsen – auf Kosten einer großzügigen Lösung im heutigen Eingangsbereich der Akademie. Der aufgebrachte Klenze hatte den Abbruch aber schon befohlen. Da man nach dem Zweiten Weltkrieg moderne Ziegel am Ort des nachgeformten Turmes fand, hat der König wohl, mit dem Zwang zum Wiederaufbau, ein Exempel statuiert. Im Vorgriff sei erwähnt, dass der Wiederaufbau nach 1945 weniger pietätvoll vorstättenging – doch immerhin blieb der originale Stumpf dieses Christophsturms bis heute im Keller der Akademie erhalten.

Um 1925 brachte eine Sondage im Apothekenhof neue Erkenntnisse über die Veste. Man fand speziell die Fundamente jener Teile, die Herzog Maximilian I. um 1612 abbrechen

ließ. Dabei fiel ein quadratisches Gemäuer auf, das heute noch im Pflaster des Apothekenhofes markiert ist. Hier stand der 30 Meter hohe, zwiebelbekrönte Silberturm, das markante Wahrzeichen der Neuveste.

Es ist, neben manch anderer Großtat, Otto Meitinger zu verdanken, wenn wir heute recht gut über die frühe Schlossgeschichte informiert sind. Auf Anregung von Friedrich Krauss, einem Ordinarius für Baugeschichte an der TU München, nutzte der junge Baubeamte nach 1945 die einmalige Gelegenheit, offenliegende Grundmauern und aufgewühlte Höfe des zerstörten Schlosses zu untersuchen, wozu man in ruhigeren Epochen keine Chance hatte. Die so entstandene Dissertation – sie wurde 1970 im 92. Band des „Oberbayerischen Archivs“ publiziert – gliedert die Baugeschichte der Neuveste in acht Phasen, vom aus dem Stadtbering geschnittenen Wehrbau von 1385 über das von breiten Wassergräben eingefasste Wohnschloss Herzog Albrechts V. bis zur erwähnten, notdürftig geflickten Brandruine.

Was blieb von der Neuveste erhalten?

So sensibilisiert, hat die Bayerische Schlösserverwaltung einiges getan, um die kriegsgeschädigten Relikte der Residenzgeschichte zu erhalten. Abgesehen vom Christophsturm mühte man sich besonders um jene

Kasematten, die beim Abbruch der westlichen Neuveste und der Auffüllung des dortigen Wassergrabens unter dem Apothekenhof begraben worden waren. Sie erschließen zwischen den Kellern des Herkulesaals und des Cuvilliéstheaters, den um 1565 überwölbten Zwinger, den Keller eines Geschützturmes, die Fundamente des erwähnten Silberturmes und die vermutlich erste Schatzkammer der Residenz, ein schlichtes, rechteckiges Gewölbe. Ein zweiter Rest der Anlage befindet sich unter dem neu gestalteten Comitéhof des Cuvilliéstheaters – dem glasgedeckten achteckigen Innenhof im Zentrum des Foyerbereichs. Hier hatte noch bis 1956 ein schlichter Saal gestanden, der, um 1560 als Sporthalle errichtet, später als Möbelmagazin, evangelisches Gotteshaus und schließlich noch als provisorisches Staatstheater genutzt worden war. Auch wenn das aufgehende Mauerwerk den Theaterfoyers geopfert werden musste, konnte doch – mit erheblichem konstruktiven Aufwand – der zweischiffige, kreuzgratgewölbte Kellerraum erhalten werden, der idealerweise dereinst eine Schau zur frühen Residenzgeschichte zeigen könnte.

Jüngste Erkenntnisse

Herzog Maximilian I. hat die Spuren früherer Bebauung mit seinem Residenzbau gründlich ausgelöscht – sogar das sonst präzise Sandtnerische Stadtmodell wurde entsprechend korrigiert. Otto Meitinger musste

sich unter dem Druck der Bauaufgaben auf das enge Umfeld der Neuveste konzentrieren. Aus diesem Grund sind Einblicke in den Untergrund der umgebenden Höfe besonders interessant. Die Restaurierung des Antiquariums und die Neuordnung des östlichen Vorfeldes der Residenz wurden hierfür genutzt. Nachdem zusammen mit dem Cuvilliéstheater auch das Kanalsystem saniert wurde, boten archäologische Grabungen im Brunnenhof und in Teilen des Apothekenhofes ergänzende Einblicke.

Im Osten der Neuveste wurden neue Erkenntnisse zum Grabensystem und zum Verlauf der Stadtmauer, speziell am gut belegten „Greymolsturm“, gewonnen. Die um das Jahr 1560 entstandene Steinbrücke zum Ostportal der Veste, die auch Quaglios Gemälde zeigt (s. Abb. S. 42), wurde eindrucksvoll knapp unter dem Terrain ergraben.

Die westliche Begrenzungsmauer des – überraschend breiten – Neuvestegrabens fand sich in wesentlichen Teilen im Apothekenhof. Ihr Verlauf wurde wie einst die älteren Teile der Neuveste im Hopfpflaster markiert. Am interessantesten sind die Funde im Brunnenhof, die für die Zeit vor 1600 ein weit male-rischeres Bild östlich des Antiquariums vermitteln, als dies der heutige Renaissancehof nahelegt. Die schräg über sein Südende verlaufende Stadtmauer, massive Befestigungswerke am Zugang zum Wasserschloss und eine gewisse, durch den breiten Graben erzeugte weiträumige Fernwirkung müssen imposant gewirkt haben.

Die noch heuer erscheinende Publikation über die abgeschlossenen Restaurierungsmaßnahmen im Cuvilliéstheater und an seinem Umfeld werden noch tiefere Einblicke in die nach wie vor spannende Frühgeschichte der Residenz gewähren.

Der Autor ist Referent in der Bauabteilung der Bayerischen Schlösserverwaltung. Er betreut die Objekte im Bereich der Außenverwaltungen Englischer Garten München und Residenz München.



BAYERISCHE SCHLÖSSERVERWALTUNG

Unter dem Apothekenhof der Residenz blieb dieser gewölbte Raum mit seinen mittelalterlichen Schießscharten fast unversehrt erhalten. Er gehörte zu einem Geschützturm aus der Zeit um 1460.



AKADEMIE INTERN

Kurz notiert

VON GISELA VON KLAUDY

RUNDE GEBURTSTAGE

90 JAHRE

Prof. Dr. James S. Ackerman, Professor emeritus für Kunstgeschichte, am 8. November 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. Dr.-Ing. E. h. Heinz Zemanek, Professor emeritus für Nachrichten- und Computertechnik, am 1. Januar 2010.

Prof. Dr. sc. Stane Gabrovec, Professor emeritus für Vor- und Frühgeschichte, am 18. April 2010.

85 JAHRE

Prof. Dr. Hans Joachim Becker, Professor emeritus für Anorganische und Metallorganische Chemie, am 9. Februar 2010.

80 JAHRE

Prof. Dr. Ovidio Capitani, Professor emeritus für Mittelalterliche Geschichte, am 1. Januar 2010.

Prof. Dr. med. Josef Dudel, Professor emeritus für Physiologie, am 14. April 2010.

Prof. Dr. Sheldon G. Shore, Professor emeritus für Chemie, am 8. Mai 2010.

Prof. Dr. Hans Georg Zachau, Professor emeritus für Physiologische Chemie, am 16. Mai 2010.

75 JAHRE

Prof. Dr. Gotthard Strohmaier, Honorarprofessor für Arabistik, am 4. November 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. Hubert Schmidbaur, Professor emeritus für Anorganische und Analytische Chemie, am 31. Dezember 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Peter Landau, Professor a. D. für Kirchenrecht, Deutsche Rechtsgeschichte, Privatrechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Rechts- und Staatsphilosophie, am 26. Februar 2010.

70 JAHRE

Prof. Dr. Dr. h. c. Rolf Emmermann, Professor emeritus für Mineralogie und Petrologie, am 12. Januar 2010.

Prof. Dr. Dr. h. c. Gerhard Höfle, Professor für Organische Chemie, am 21. Januar 2010.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Rüdiger Wehner, Professor emeritus für Zoologie, am 6. Februar 2010.

Prof. Dr. Axel Albert Michelsen, Professor emeritus für Biologie, am 1. März 2010.

Prof. Dr. Horst Kessler, Professor a. D. für Organische Chemie, am 5. April 2010.

Prof. Dr. Friedrich G. Barth, Professor emeritus für Zoologie, am 18. April 2010.

65 JAHRE

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Bernd Schünemann, Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtsphilosophie und Rechtssoziologie, am 1. November 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Arnold Picot, Professor für Betriebswirtschaftslehre, am 28. Dezember 2009.

VERSTORBEN

Prof. Dr. Dr. h. c. Winfried Bühler, Professor emeritus für Klassische Philologie, * 11. Juni 1929 † 14. Februar 2010.

ORDEN, PREISE, EHRUNGEN

Prof. Dr. Dr. h. c. Thomas Brandt, Professor für Neurologie, ehem. Direktor der Neurologischen Klinik am Klinikum Großhadern der LMU und

Prof. Dr. Benedikt Grothe, Professor für Neurobiologie, Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Dieter Nörr, Professor für Römisches und Bürgerliches Recht, Premio internacional Ursicino Alvarez der Fundación Seminario de Derecho Romano Ursicino Alvarez.

MITGLIEDSCHAFT

Prof. Dr. Wolfgang P. Baumeister, Professor für Biochemie, Foreign Associate der National Academy of Sciences, USA.

AUSGESCHIEDENE MITARBEITER

Erich Heucke, technischer Mitarbeiter der Kommission für Glaziologie, am 31. März 2010.

NEUE MITARBEITER

Andreas Schmidt, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte, am 1. April 2010.

Matthias Siebers, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission für Glaziologie, am 1. April 2010.

Barbara Hubertus, Sekretariatsangestellte in der Bayerischen Kommission für die Internationale Erdmessung, am 19. April 2010.



Martin Juen, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission für Glaziologie, am 1. Mai 2010.

Dienstjubiläen

25-jähriges Dienstjubiläum:

Dr. Michael Bernhard, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Musikhistorischen Kommission, am 15. April 2010.

Barbara Müller, Sekretariatsangestellte in der Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters, am 10. Mai 2010.

Weitere Personalien

Prof. Dr. Hans-Peter Bunge wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden der Kommission für Glaziologie gewählt.

Die Stipendiaten des Förderkollegs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

seit 1. März 2010:

Dr. Carsten Deibel, Univ. Würzburg, Lehrstuhl für Experimentelle Physik VI. Forschungsvorhaben: Fundamentale Funktionsweise organischer Solarzellen – ein komplementärer Ansatz aus Experiment und Simulation.

Steffen M. Döll M. A., LMU München, Japan-Zentrum.

Forschungsvorhaben: Von Emeriten und Potentaten. Literaten im Kontext der ostasiatischen Geistesgeschichte.

Prof. Dr. Diana Dudziak, Univ. Erlangen, Universitätsklinikum, Hautklinik.

Forschungsvorhaben: Herstellung „troyanischer“ Antikörper zur gezielten Induktion von Immunantworten in vivo.

Dr. Judith Frömmer, LMU München, Institut für Romanistik.

Forschungsvorhaben: Die Waffen der Propheten – Zur Poetik und Politik prophetischer Praktiken im Florenz der frühen Neuzeit.

Prof. Dr. Jürgen Geist, TU München, Wissenschaftszentrum Weihenstephan.

Forschungsvorhaben: Molekulare Aquatische Ökologie.

Dr. Cornelia Wild, LMU München, Institut für Romanistik.

Forschungsvorhaben: Die Grenzen der Profanierung. Ästhetik, Theologie und Subjekt im 13. und 14. Jahrhundert.



Das Logo zum Jubiläum „250 Jahre Bayerische Akademie der Wissenschaften“, gestaltet von der Agentur xhoch4, hat in der Kategorie „Logo“ des European Design Award 2010 die Auszeichnung „Finalist“ erhalten. Die Wettbewerbsbeiträge dieses Design-Preises kamen in diesem Jahr aus 29 Ländern Europas, die Jury besteht aus Vertretern der 14 wichtigsten europäischen Design-Fachmagazine, darunter aus Deutschland das Magazin NOVUM. Mit dem Logo des Jubiläumsjahres kennzeichnete die Akademie ihre Veranstaltungen des Jahres 2009, insbesondere die Ausstellungen des großen Projektes „Wissenswelten“, das die Akademie mit 14 Partnern aus München und Umgebung organisierte.



QUELLENSAMMLUNG

Städtisches Leben im Spätmittelalter

DIE EDITIONSREIHE DER „CHRONIKEN DER DEUTSCHEN STÄDTE VOM 14. BIS IN'S 16. JAHRHUNDERT“.

VON THEO KÖLZER

Karl Hegel im Alter von 78 Jahren; Photographie aus dem „Goldenen Buch“ der Universität Erlangen.

In ihrer ersten Zusammenkunft im Herbst 1858 in München fasste die von König Maximilian II. Joseph berufene „Commission für deutsche Geschichts- und Quellenforschung“, die heutige Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, den Entschluss zur Herausgabe einer Sammlung spätmittelalterlicher deutscher Stadtchroniken. Mit der Planung und Ausführung wurde Karl Hegel (1813–1901) betraut, Professor in Erlangen und ausgewiesener Stadtgeschichtsforscher, der Sohn des großen Philosophen.

Städtechroniken als Quelle für Alltags-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte

Das Interesse galt den städtischen Zeitzeugnissen, wobei Hegel betonte, dass nicht nur der „gleichsam protokollarische Ausdruck des Geschehenen, sondern auch das zu jeder Zeit gesehene Bild der Ereignisse“ wichtig sei, weil die Texte einführen in „Gesichtskreis, Empfindungs- und Anschauungsweise“ der Chronisten, „denen Anderes als uns wichtig und bemerkenswerth erschien“. Das ist eine durchaus moderne Betrachtungsweise, denn die Historiker haben gelernt, Chroniken nicht nur als Steinbrüche zur Gewinnung von „Fakten“ über „Haupt- und Staatsaktionen“ zu betrachten, sondern sie auch nutzbar zu machen für Fragen der Alltags-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte im weitesten



UA ERLANGEN-NÜRNBERG: E 5-2, NR. 1, GOLDENES BUCH, FOL. 1R

Sinne. Daneben verstand Hegel die Städtechroniken auch als „Denkmäler deutscher Sprachentwicklung“, denn kennzeichnend für die spätmittelalterliche Stadtchronistik ist mit Blick auf das erwartete Lesepublikum und in Abgrenzung von der humanistischen Historiographie das Vorherrschen der deutschen Sprache. Deshalb wurden alle Bände im Zusammenwirken von Historikern und Philologen erarbeitet – eine praktizierte Interdisziplinarität avant la lettre!

Ein Gewinn war zu Beginn des Unternehmens insbesondere die Mitarbeit des Wiener Germanisten Matthias Lexer, seit 1869 Professor in Würzburg, der die von ihm erarbeiteten Glossare als Grundstock für sein berühmtes Mittelhochdeutsches Handwörterbuch (1872–1878) verwertete. Unter den rund zwei Dutzend Editoren, in der Regel Archivaren, seien hervorgehoben Ferdinand Frensdorff

(1833–1931), ein später bekannter Rechtshistoriker, und Hermann Cardauns (1847–1926), der führende katholische Publizist in der Zeit des Kulturkampfes. Der junge Karl Lamprecht (Bd. 20) und sein Widersacher im sog. „Lamprecht-Streit“, Georg von Below (Bd. 29), steuerten Vorworte bei.

Von Straßburg bis Magdeburg, von Bremen bis München

Zu Lebzeiten Hegels und unter seiner Leitung erschienen von 1862 bis 1899 nicht weniger als 27 Bände, allein zehn im ersten Jahrzehnt – ein atemberaubendes Tempo ohne Qualitätsverlust! Bis 1931 wurden weitere zehn Bände publiziert, ein „Nachläufer“ (Bremen) erschien 1968. Es ist dies die größte zusammenhängende Quellenpublikation zur spätmittelalterlichen deutschen Stadtchronistik. Und obwohl man heute editionstechnisch manches vielleicht anders angehen würde, setzten die Editionen der Städtechroniken in Anlage und Durchführung neue Standards; in Ergänzung zur philologischen und historischen Erschließung und Kommentierung des Inhalts wurden im Anhang ggf. zusätzliche urkundliche und archivarische Quellen abgedruckt.

Des landschaftlichen Zusammenhalts wegen bildete man Gruppen für fränkische, bayerische, rheinische (ober-, mittel, niederrheinische) sowie westfälische und niedersächsische Städte, die in politischer, wirtschaftlicher und kultu-



reller Hinsicht von besonderer Bedeutung waren: Nürnberg, Augsburg, Braunschweig, Magdeburg, Straßburg, Köln, Regensburg, Landshut, Mühlendorf, München, Mainz, Lübeck, Dortmund, Neuss, Soest, Duisburg, Lüneburg, Bremen.

Fundgrube zum städtischen Leben im Spätmittelalter ...

Dass Hegel mit seiner Geburtsstadt Nürnberg begann, hatte nicht nur diesen biographischen Hintergrund (auch Hegels Gattin Susanna von Tucher stammte von dort), sondern Nürnberg galt weithin geradezu als „Sinnbild deutschen Bürgertums“ (W. Pinder). Der erste Band eröffnet gleichsam mit einem Paukenschlag, denn die erste Quelle ist das berühmte „Puechel von meim geslechet und von abentewr“ des Nürnberger Kaufmanns Ulrich Stromer († 1407), in dem sich – ohne literarischen Anspruch – Reichs-

und Stadtgeschichte mit kaufmännischem Interesse und familiären Denkwürdigkeiten verquicken; die eigentliche Stadtgeschichte tritt eher in den Hintergrund, obwohl der Verfasser dem städtischen Patriziat angehörte. Diese zusammenhanglose Mischung von Politik, Todesfällen, Naturereignissen, Spektakel usw. ist typisch für viele Darstellungen. Sie erinnern oft eher an Tagebucheinträgen, sind aber eben deshalb besonders authentisch. Reflektierende Stellungnahmen, wie etwa in der autobiographisch ergänzten Chronik des Augsburger Kaufmanns Burkhard Zink († 1474, Bd. 5), sind die Ausnahme.

Daneben stehen gelegentlich gleichsam amtliche Berichte, etwa – um bei Nürnberg zu bleiben (Bd. 2) – über einen Hussitenfeldzug im Jahre 1427, einen Zug gegen Raubritter des Bayreuther Landes im Jahre 1444, Nürnbergs Krieg gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg 1449/50 – mit aufschlussreichen Einblicken in die städtischerseits getroffenen Vorbereitungen – oder (in Bd. 3) den Einzug König Sigmunds in Nürnberg 1414.

Andere bedeutende Quellen sind etwa die Magdeburger Schöppenchronik (Bd. 7), die Straßburger Chronik des Jakob Twinger von Königs-hofen (Bd. 8–9), Endres und Berthold Tuchers Memorialbücher (Bd. 3, 10), die Koelhoffische

Chronik aus Köln (Bd. 13–14), die Lübecker Ratschronik (Bd. 19, 26, 30–31) usw. Die Reihe repräsentiert demnach nicht nur unterschiedliche Landschaften des Reiches, sondern auch ganz unterschiedliche Quellentypen. Ratschroniken etwa wurden meist geschrieben von Stadtschreibern in offiziellem Auftrag als „Ausdruck des Selbstbewußtseins eines in sich geschlossenen Rechtssubjekts“ (H. Schmidt). Für die meisten der spätmittelalterlichen bürgerlichen Chroniken zeigt sich eine mehr oder minder enge Bindung an ihre Stadt, die die Erinnerung an ihre Vergangenheit auch als Wappnung für die Zukunft verstand. In Nürnberg etwa kaufte der Rat im Jahre 1507 für acht Gulden die von dem Bierbrauer und Armenpfleger Heinrich Deichsler zusammengefassten und von ihm bis 1506 ergänzten Aufzeichnungen mehrerer Anonymi an. Zwei Jahrzehnte zuvor hatte der Rat den Augsburger Mönch Sigmund Meisterlin mit der Abfassung einer deutschen Chronik von Nürnberg beauftragt, die dieser nach umfangreichen Recherchen und fabelhaften Anreicherungen 1488 vollendete (Bd. 3). Andere, die keinen Zugang zu städtischen Akten hatten, wie etwa Burkhard Zink, stützten sich auf eigenes Erleben, Gehörtes und Gesehenes, und bestätigten auf ihre Weise die Rolle der Städte als Knotenpunkte damaliger Nachrichtenströme.

... und für sehr moderne Fragestellungen

Die Städtechroniken sind demnach eine wahre Fundgrube für mancherlei Aspekte städtischen Lebens im Spätmittelalter, auch und gerade für sehr moderne Fragestellungen. Derzeit plant die Historische Kommission die Digitalisierung aller Bände und die Erarbeitung eines ergänzten kumulativen Registers im Internet, um das Heben der Schätze zu erleichtern.



**„Sinnbild deutschen Bürgertums“:
Band 1 der Städte-
chroniken, der 1862
erschien, ver-
sammelte Quellen
zu Nürnberg.**



Der Autor hat den Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte, historische Hilfswissenschaften und Archivkunde an der Universität Bonn inne. Seit 2006 ist er Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2010 wählte ihn die Bayerische Akademie zu ihrem korrespondierenden Mitglied.



Abb. 1: Miniatur aus dem Traditionsbuch von Kloster Vornbach: Die Stifter Himiltrudis, Eckbert I. und Ulrich von Windberg übergeben Christus einen Erbanteil.

VON RAMONA EPP

Südlich von Passau am Inn liegt das ehemalige Benediktinerkloster Vornbach. In der einstigen Abteikirche, der heutigen Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, befinden sich auch die Grabmäler der Klosterstifter.

Klostergründung

Die hochmittelalterliche Gründung geht auf die Grafen von Neuburg und Vornbach (auch Formbach) zurück. Sie übertrugen das Areal ihrer Stammburg nach und nach an das Kloster und übersiedelten selbst auf eine neue Burg, die flussabwärts gelegene Neuburg am Inn. Eine erste Stiftung soll Mitte des 11. Jahrhunderts von der Grafentochter Himiltrudis vollzogen worden sein. Die eigentliche Gründung erfolgte im Jahre 1094 durch eine großzügigere Tradition Graf Eckberts I. von Neuburg. Auch sein Sohn und sein Enkel, Eckbert II. und Eckbert III., übertrugen dem Kloster

INSCHRIFTEN

Die „Dame“ mit dem Handschuh

BEI DER BEARBEITUNG HISTORISCHER INSCHRIFTEN DIENEN ARCHIVALIEN UND HANDSCHRIFTEN ALS ERGÄNZUNG, ABER AUCH ALS DOKUMENTATION DES NACHLEBENS DER JEWEILIGEN EPIGRAPHISCHEN OBJEKTE, WIE DAS BEISPIEL DER MITTELALTERLICHEN STIFTERMEMORIA IN VORNBACH AM INN ZEIGT.

Besitzungen. Gleichzeitig übten die Grafen die Vogteigewalt über das Kloster aus. Die Vornbacher starben jedoch 1158 mit Eckbert III. aus.

Aus dieser Zeit stammt eine romanische Grabplatte, die in Medaillonumschriften aller drei „Eckberte“ gedenkt. Eine begleitende Umschrift in Hexametern erbittet die ewige Ruhe für die Bedachten (VNICA CVNCTORUM REQVIES ET VITA BONORVM, HIS DA NATE DEI LOCA PERPETVE REQUIEI). Die Platte rückt jedoch die Grafen nicht als Stifter in Szene. Diese Aufgabe kam dem gleichzeitig angefertigten Traditionsbuch des Klosters zu, das sich heute im Bayerischen Hauptstaatsarchiv befindet (KL Formbach 1). Dort sind in einer Miniatur die zentralen Stifterpersönlichkeiten – die Grafentochter Himiltrudis, Graf Eckbert I. und sein Vetter, Graf Ulrich von Windberg – bei der Übergabe eines jeweiligen Erbanteiles an Jesus Christus dargestellt (Abb. 1).

Das Kloster im 14. Jahrhundert

Mit dem Aussterben der Stifterfamilie brachen zunächst schlechtere Zeiten

für das Kloster an. Mitte des 13. Jahrhunderts übernahmen die Wittelsbacher die Vogtei. Mit einem Privileg Ludwigs des Bayern erlangte die Abtei 1341 die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Hofmark und verbesserte damit ihre Stellung. Unter dem damaligen Abt Engelshalk (Abt 1334–ca. 1349) wurden Renovierungsmaßnahmen am Kloster durchgeführt. In seine Amtszeit fällt mutmaßlich auch die Neu-

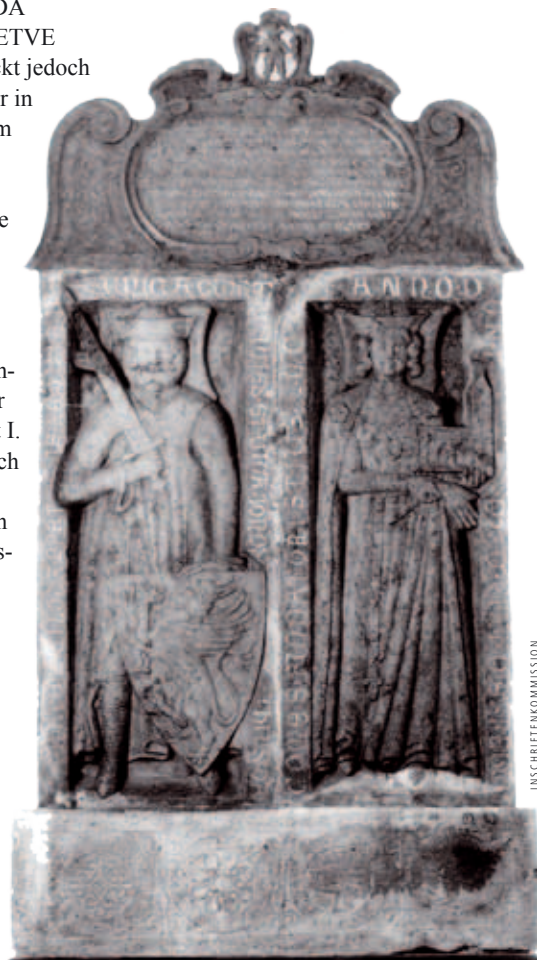


Abb. 2: Die Stiftermemoria, 12.–17. Jahrhundert.

anfertigung der jüngeren Memorialsteine – also knapp 200 Jahre, nachdem der letzte Graf verstorben war. Sie spiegeln nicht die Zeit der Klostergründung selbst, sondern die der politischen und wirtschaftlichen Erholung des Konvents im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts wider (Abb. 2).

Gezeigt werden zwei Figuren. Die rechte, ein Ritter in Kettenhemd und Waffenrock, hält den Schild mit dem Wappen des Klosters Vornbach, dem angeblich ursprünglichen Wappen der Grafenfamilie. Mit der anderen Hand schultert er sein in der Scheide steckendes Schwert – ein Zeichen der Vogteigewalt, die die Vornbacher Grafen ausübten. Im Gegensatz zu dieser Figur ist die andere in zeitgenössischer ziviler fürstlicher Tracht mit Hut und Tasselmantel bekleidet. Der Dargestellte hält in der Linken ein Kirchenmodell, das ihn als Stifter ausweist. In der Rechten hält er einen Handschuh unter das Modell, der als Herrschaftszeichen zu verstehen ist und bei Eigentumsübertragungen häufig erscheint. Die um diese Platte laufende Umschrift bezeichnet die Figur als den Klostergründer Graf Eckbert I. Die Inschrift auf der ersten Platte hingegen wiederholt die Fürbittformel, die bereits bei der romanischen Grabplatte die ewige Ruhe für die verstorbene Stifterfamilie – für die der Ritter mit dem Wappenschild wohl stellvertretend steht – erbat.

Überführung in die Abteikirche

Diese figuralen Stifterdenkmäler thronen heute über der älteren Grabplatte in einer Seitenkapelle der ehemaligen Klosterkirche. Ursprünglich befand sich die Grablage jedoch an anderer, ausgezeichnete Stelle in der Abtei, nämlich im Kapitelsaal. Von dort wurden die Grabmäler erst 1642 in die damals neugestaltete Konventkirche überführt. Abt Benedikt Hepauer (Abt

1624–1645) ließ die Klostergebäude sowie die Abteikirche grundlegend renovieren, was den Anlass für die Überführung der Memoria gab. Hiervon zeugt die frühbarocke Gedenkinschrift, die das Stifterensemble bekrönt.

Die Grabmäler in der Historiographie des 18. Jahrhunderts

Nachdem bereits der Vornbacher Abt und Humanist Angelus Rumpfer (Abt 1501–1513) eine erste Klosterchronik verfasst hatte (Edition bei Pez), in der er auch knapp auf die Stiftergrablege einging, rückte die Memoria im 18. Jahrhundert verstärkt in den Fokus historischer Abhandlungen und Sammlungen. Abt Clarus Fasman (Abt 1725–1747), der zweite große Chronist des Klosters, berichtet ebenfalls von den Grabmälern der Klostergründer, nämlich vom „Epitaphium Comitis Eckberti et Himiltrudis lapidi incisum“. Sein Werk wird heute in der Staatlichen Bibliothek Passau (Ms 37) aufbewahrt. Weitere wertvolle kopiales Überlieferungen birgt unter anderem die Bayerische Staatsbibliothek (Abb. 3): So finden sich bildliche Wiedergaben der Stiftergrabmäler im „Grabsteinbuch“ des Freisinger Bischofs Johann Franz Eckher von Kapfing (1649–1727; Cgm 2267; Abb. 3) und in der „Bayerischen Adels Beschreibung“ von Johann Michael Wilhelm von Prey (1690–1747; Cgm 2290), aber auch in den von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Monumenta Boica (Band 4, 1765). Es lässt sich hier jedoch durchwegs beobachten, dass die mittelalterlichen Grabmäler zwar als Quelle wahrgenommen, vor allem die stark vom mittelalterlichen Rechtsdenken geprägte Bildsprache aber nicht mehr verstanden wurde.

Wohl gerade der Gestus mit dem Handschuh – neben der Kleidung und der Haartracht – führte daher dazu, dass die Figur Graf Eckberts I. als Frau angesehen wurde (Abb. 2). Wahlweise wurde „diese adlige



Dame“ als die legendäre Erstgründerin Himiltrudis – wie bei Fasman – oder als Ehefrau Graf Eckberts I., Mathilde, identifiziert, die in der Gründungstradition zwar genannt wird, aber in anderen Stifterdarstellungen keine Rolle spielt. Die Umschrift, welche die Figur eindeutig als *Eckbert comes fundator* bezeichnet, wurde dabei schlicht ignoriert. Als Stiftergraf galt die inschriftlich nicht näher gekennzeichnete Ritterfigur – eine Sichtweise, die sich bis ins 20. Jahrhundert hielt.

Gerade dieses Missverständnis der mittelalterlichen Figuren bis in die heutige Zeit demonstriert aber paradoxerweise die einzigartige Stellung, die den Skulpturen zukommt: Es finden sich im südostbayerischen Raum kaum figurale Grabmäler aus dieser Zeit, die zum Vergleich und zum besseren Verständnis herangezogen werden konnten. Die Vornbacher Stifterdenkmäler sind eines der wenigen Zeugnisse altbayerischen klösterlichen Stifterkultes des 14. Jahrhunderts.



Abb. 3: Die Vornbacher Stiftergrabmäler sind im „Grabsteinbuch“ des Johann Franz Eckher von Kapfing abgebildet, einem Inventar von über 2.000 bayerischen Grabsteinen aus dem 17./18. Jahrhundert.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe der Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (Münchener Abteiling) der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

PHILOLOGIE

Aus dem Alltag der Wörterbucharbeit

EIN KLEINER EINBLICK IN DIE ALLTAGS- UND DENKARBEIT, DIE HINTER EINEM SICH MEIST SEHR SPRÖDE PRÄSENTIERENDEN ARTIKEL DES MITTEL-LATEINISCHEN WÖRTERBUCHES (MLW) STECKT.

VON MARIE-LUISE WEBER

Das Mittellateinische Wörterbuch, ein Gemeinschaftsunternehmen der Bayerischen Akademie mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, behandelt die lateinischen Quellen, die zwischen dem 6. Jahrhundert und 1280 im deutschen Sprachraum entstanden sind. Es ist Teil eines umfassenden europäischen Lexikon-Projekts der mittelalterlichen Latinität. Die Webseite der Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuches (www.mlw.badw.de) gibt Auskunft über Zielsetzung, Organisation, Geschichte, Verfahrensweise und aktuellen Stand. Grundsätzlich zu Editionen und Wörterbucharbeit informiert H. Antony „Korruptel oder Lemma? Die Problematik der Lexikographie auf dem Hintergrund der Editionen“ in: Mittellateinisches Jahrbuch 16 (1981), S. 288–333. Die Wörterbucharbeit konfrontiert die Bearbeiter(innen) mit vielen Problemen, aus deren Fülle hier zwei vorgestellt werden – und selbst ein moderner Stadtplan kann bei der Arbeit ein probates Hilfsmittel sein.

Beispiel 1: minus exilis / nimis exilis

Auch in zentralen, bereits mehrfach edierten Texten des früheren Mittelalters stößt man mitunter auf

Ungereimtheiten, so bei der Erstellung des Artikels *exilis*, das „klein, mager, dürr, dürrig, schwächig“ und dergleichen bedeutet. Es geht um *exilis* in den „Casus Sancti Galli“ Ekkehards IV. von St. Gallen (vor 1000–21. Oktober, wohl nach 1056), der mit der Geschichte des Gallus-Klosters von 890 bis 972 die Chronik des Ratpert fortführte. Der Text ist in einer Handschrift aus dem 12. Jahrhundert überliefert, dem Codex 615 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Außerdem existieren fünf von diesem Codex abhängige Abschriften aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Die maßgebliche Edition mit Übersetzung erstellte H. Haefele: Freiherr vom Stein Gedächtnisausgabe Bd. 10, WB Darmstadt 1980.

Über Abt Hartmann, der sein Amt nur kurze Zeit (922–925) innehatte, heißt es in Kapitel 48, dass er ein sehr guter und im Kloster strenger Abt war, „claustrum ... nostrum ... reliquit celeberrimum preter quod terras colentium et secularis rei curas gerentium non sine damno loci minus exilis exactor erat.“ Haefele übersetzt: „... ließ er unser Kloster in höchstem Ansehen zurück, abgesehen davon, dass er den Leuten, die unsere Ländereien bebauten und unseren weltlichen Besitz verwalteten, nicht ohne Schaden für St. Gallen zu wenig scharf auf die Finger sah.“ In einer früheren Übersetzung schreibt G. Meyer von Knonau, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Ausg., Bd. 38,

Leipzig 1925, S. 85: „... diejenigen, die unsere Ländereien bebauten und für den Betrieb des weltlichen Besitztums zu sorgen hatten, weniger sorgfältig beaufsichtigte.“ In beiden Übersetzungen ist *minus* wiedergegeben („zu wenig“ bzw. „weniger“), und die Bedeutung von *exilis* wird dadurch etwas in den Hintergrund gerückt, dass das dazugehörige Substantiv *exactor* – einer, der etwas einfordert, eintreibt – jeweils verbal übersetzt wird. Da unmittelbar einleuchtet, was Ekkehard über Hartmann erzählen will, versteht jeder auf Anhieb diesen Satz, und sowohl der Abschreiber im 12. Jahrhundert als auch die modernen Editoren und Übersetzer haben *minus exilis exactor* nicht Wort für Wort hinterfragt. Erst wenn man, etwa weil man einen Wörterbuchartikel verfassen muss, bei jedem Wort Farbe bekennen muss, was es heißt, fällt auf, dass *exilis* hier „scharf“ oder „sorgfältig“ bedeuten müsste, also das genaue Gegenteil dessen, was das Wort sonst bedeutet. Ein Wort kann durchaus entgegengesetzte Bedeutungen haben, etwa *altus*, das sowohl „hoch“ als auch „tief“ bedeuten, oder *debitor*, das den „Schuldner“ ebenso wie den „Gläubiger“ bezeichnen, oder *describere*, das „aufschreiben“ und auch „tilgen“ bedeuten kann, aber *exilis* ist kein solches Antagonym.

Im Codex Sangallensis 615 (S. 144) und in seinen Abschriften steht *minus exilis exactor* deutlich zu lesen – wie der Stiftsbibliothekar Ernst

Tremp bestätigte; unter www.cesg.unifr.ch ist der Codex mittlerweile einsehbar. Also muss man sich die Frage stellen, ob Ekkehard, der gutes Latein beherrschte, hier einzigartig *exilis* mit einer dem üblichen Sinn entgegengesetzten Bedeutung belegte, oder ob eine andere Lösung zu erwägen ist, etwa über *minus*. Vom Schriftbild her ist *nimis* ähnlich wie *minus*, bedeutet aber das Gegenteil. Da es wahrscheinlicher ist, dass *minus* und *nimis* bei der Abschrift verwechselt wurden, als dass Ekkehard „streng / sorgfältig“ mit *exilis* übersetzt, liegt es nahe, hier den Text zu emendieren zu *nimis exilis exactor* – Hartmann war also ein „allzu nachsichtiger Einforderer“. Zugegeben, was Abt Hartmann angeht, ist es unerheblich, ob ihm nachgesagt wird, er sei „allzu nachsichtig“ oder „zu wenig streng“, für das Bedeutungsspektrum von *exilis* aber ist es sehr erheblich. Diese Verwechslung von *minus* und *nimis* ist aller Wahrscheinlichkeit nach dem Abschreiber des 12. Jahrhunderts anzulasten. Im Wörterbuchartikel *exilis* wird das folgendermaßen dargestellt:

EKKEH. IV. cas. 48 terras colentium et secularis rei curas gerentium non sine damno loci nimis (*ci., minus ed. ex cod.*) -is exactor erat Hartmannus.

Beispiel 2: faber / fabra

„Faber“, Schmied, kommt im ältesten Wismarschen Stadtbuch (F. Techen, Das älteste Wismarsche Stadtbuch von etwa 1250 bis 1272, Wismar 1912) zweimal in einer Ortsbezeichnung vor: § 472 Conradus Mutere e<mit> d<omum> in platea Fabrorum a Johanne Megedhetrost. § 985 Todo, famulus d<omi>ni Godescalci Prenen e<mit> parvam d<omum> Hermanni advocati in platea Fabrarum. „fabra“ ist im Material des MLW auch belegt, als „Frau eines Schmiedes“ oder „Witwe eines Schmiedes“. Der

Editor des ältesten Wismarschen Stadtbuches sagt zwar in seiner Einleitung: „Ich warne ausdrücklich davor, dass niemand sich durch etwa bemerkte Abweichungen (von früheren Teileditionen) an der Zuverlässigkeit der vorliegenden Ausgabe irre machen lasse“, dennoch sei erlaubt, sich darüber zu wundern, dass es in Wismar im 13. Jahrhundert eine Schmiedinnenstraße (oder Schmiedswitwenstraße) – zumal neben einer Schmiedstraße – gegeben haben soll. Das wäre äußerst bemerkenswert. Das Original des Stadtbuches existiert noch und wird im Stadtarchiv Wismar aufbewahrt, so dass man sich dort über den Wortlaut des Textes vergewissern kann. Laut brieflicher Auskunft des Stadtarchivs steht im Original jeweils eine Abkürzung. Der Editor löste sie einmal richtig zu *fabrorum* und einmal falsch zu *fabrarum* auf. Im Wörterbuchartikel *faber* wird das folgendermaßen dargestellt: ACTA civ. Wism. A 985 in platea -orum (-arum ed.). Noch heute heißt die Straße in Wismar übrigens „Großschmiedestraße“.

In der Regel verlassen sich Lexikograph(inn)en – schon aus pragmatischen Gründen – auf die gedruckten Editionen, die als zuverlässig gelten. Es kann aber bisweilen vorkommen, dass eine Stelle in einer Edition beim Erstellen eines Wörterbuchartikels auffällt und offenbar Emendation verlangt, die dann vom Text-Inhalt und von der Paläographie her glaubwürdig sein muss. In den hier angeführten Beispielen wurde einmal ein Lesefehler eines Abschreibers im 12. Jahrhundert korrigiert und einmal eine falsche Abkürzungsauflösung eines modernen Text-Editors. Lexikograph(inn)en müssen sich auch als Editor(inn)en bewähren.



exilis (exsi-), -e. script.: elix(is): p. 1599,3. exhi-: l. 72. -ll-: l. 65. form. abl. pl. -lis: p. 1599,4. parvus, vilis, macer, tenuis, – klein, wenig, dürrig, dünn: 1 proprie: a spectat ad quantitatem (de voce: l. 67. al.): ALDH. ad Acirc. 6 ast acus -is (-ll-, exs- var. l.) mox tanta gestamina rumpit? WETT. Gall. prol. 24 -es gressus. NOTKER. BALB. gest. 1,4 p. 6,16 grossa voce in -em (exilie var. l.) conversa. VISTO Godesc. B 7,2 miser ... tantis incisionibus quassatus est, ut ad similitudinem flocci -is appareret. CHART. Hamel. 15 cum ... decanatus ... redditus nimis essent -es (CHART. Friburg. 130. al.). CHART. Traiect. 1403 p. 172,3 cum fructus prebendarum nostrarum adeo sint tenues et exhiles, quod eqs. al. b spectat ad qualitatem i. q. infirmus, invalidus – schwach, kraftedlos: PS. GALEN. puls. cod. Vr. 336 urina tenuem, id est elixem, subtilem nebulam habens ... frenesim significat. HUGER. Willib. 1 p. 88,27 -is ... membrorum compagibus. EINH. Karol. prol. p. 2,10 quod (ingeniolum) -e et parvum. HROTSV. Mar. 901 qui (Christus) me, licet -es, fecit persolvere grates. al. 2 translate: a humilis, exiguus – unbedeutend, gering: a gener.: CAPIT. episc. I p. 233,1 Rodulfus -is servorum Dei servus fratribus ... salutem. WIBALD. epist. 96 p. 170,31 non -es personae. HUGO TRIMB. registr. 316 non est adeo res vilis et -is, in qua non proficiat animus subtilis. al. b gramm. et rhet. de enuntiatione litterarum (cf. F. Quadlbauer, Die antike Theorie der genera dicendi im lat. MA. SBWien 241/l. 1962 p. 639q.). ADALB. SAMAR. praec. dict. p. 33,17 ut tres hominum ordines, sic sunt tres epistolarum species: sublimis, mediocris et -is. ibid. al. (unde EPIST. Hildesh. 134,6). b mollis, indulgens – weich, nachsichtig: EKKEH. IV. cas. 48 terras colentium et secularis rei curas gerentium non sine damno loci nimis (*ci., minus ed. ex cod.*) -is exactor erat Hartmannus. c rarus – selten: WANDALB. marty. comm. 32 negat priorum nos aequare locum vicemque vatium -is copiae loquacis usus.

Vom Wort zum Artikel: Die Einträge für „*exilis*“ (oben) und „*faber*“ (Auszug unten) mit den in diesem Beitrag diskutierten Schwierigkeiten der lexikographischen Arbeit am Mittellateinischen Wörterbuch.

10,3 qui -um argentarium occidit. 10,4 -um terrarium. 21,2 -um aerarium. STEPH. Wilfr. 38 vincula ferrea -os facere iussit praefectus. CARM. Cantabr. A 45,3 rota modos arte personemus musica, quibus uti constans gratuletur anima, ut a -is clarus didicit Pithagoras. THIETM. chron. 1,7 -r ille, qui ... torquem aureum, in quo Heinrichus occidi deberet, ... preparabat. METELL. exp. Hieros. 6,757 -os armorum. CHART. Hall. 135 p. 131,16 proventus ... de -is ..., qui 'kleinsmide' nuncupantur. ACTA civ. Rost. B I 4,89 p. 93 Thetwardus -r equorum. persaepe. v. et vol. I. p. 147,17. II. p. 2076,691q. 2077,15. b in nominibus: a hominum: GESTA Vird. cont. II 8 p. 521,2 floruerunt in hac ecclesia viri religiosi ... Wernerus dictus Paganus ..., Hugo dictus F-r. CHART. Const. 41 p. 50,31 presentibus ... Heinricho dicto Zwiche diacono, C. dicto F-r subdiacono. persaepe. b locorum: CHART. archiep. Magd. 379 p. 496,32 (a. 1182) in strata, que dicitur -orum. CHART. Advoc. 95 actum in insula -i (sim. 97). ACTA civ. Wism. A 472 Conradus Mutere emit domum in platea -orum ("Großschmiedestraße"). 985 in platea -orum (-arum ed.).

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuches.

JÜDISCHE GESCHICHTE

Wissenswelten: Juden und Christen im Mittelalter

FORSCHUNGSSCHWER-
PUNKTE DER PROFESSUR
FÜR JÜDISCHE GE-
SCHICHTE UND KULTUR
DES MITTELALTERS
AN DER LMU MÜNCHEN.

VON EVA HAVERKAMP

Sachsenspiegel: Juden und Christen vor dem Herzog.

Bis vor einigen Jahrzehnten dominierte in der Forschung über Christen und Juden während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit ein Leitbild, das bis heute in der öffentlichen Meinung vorherrscht und in den Medien verbreitet wird. Dafür sind Stereotypen wie „Ghettojude“ und „Wucherjude“ charakteristisch. Demnach existierten Juden und Christen vor allem im Norden Europas in separierten Lebenswelten. Diese blieben – trotz vielfacher Berührung im Handel, vornehmlich in der Geldleihe – einander „fremd“, ihr Verhältnis war von gegenseitiger Feindschaft bestimmt.

Dieses bipolare Leitbild wurde seit der Mitte der 1990er Jahre grundlegend revidiert. Unter Berücksichtigung der religiösen Differenz und der darin fundierten Gegensätze und Konflikte, die Christen oft zu grausamen Judenverfolgungen steigerten, suchen seitdem Historiker nach der gemeinsamen Grundlage der Kommunikation von Christentum und Judentum. Einige, mich eingeschlossen, bevorzugen den Begriff der „shared culture“, der gemeinsamen Kultur, die es zu ergründen gilt. Dafür orientiere ich mich an „Wissenswelten“.



K.E. GROZINGER, DIE JÜDISCHE WELT, S. 144

Wissenswelten: aussichtsreiche Perspektiven

Die gegenseitigen Wahrnehmungen erfolgten aus der jeweiligen jüdischen und christlichen Wissenswelt, die auf eigenständigen religiösen Fundamenten und Traditionen beruhten. Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass sowohl die christliche als auch die jüdische Wissenswelt keineswegs in sich homogen waren. Beide Wissenswelten trafen sich in den gegenseitigen, wenn auch oft verzerrten Wahrnehmungen, sie waren miteinander verwoben, besaßen derart also auch Gemeinsamkeiten. Die ihnen gemeinsamen Elemente sind Grundlage und zugleich Ergebnisse der Kommunikation zwischen ihnen. Daher bevorzuge ich den Begriff Wissenswelten gegenüber Wissensräumen, wird doch mit

Letzterem eher die feste Abgrenzung von in sich geschlossenen Einheiten assoziiert.

Die folgenden Skizzen werfen einige Schlaglichter auf Kommunikations- und Wissenswelten, die in der bisherigen, auf Symbole und Rituale konzentrierten Forschung über „gemeinsame Kultur“ kaum beachtet wurden. Sie können als intellektuell-emotional, religiös, politisch und schließlich wirtschaftlich klassifiziert werden, obwohl sie real eng miteinander verbunden waren.

Der Pogrom von Mainz aus benediktinischer und jüdischer Sicht

Zunächst also zur intellektuell-emotionalen, zugleich religiösen Wissenswelt: Zu den brutalsten

Ereignissen während des Hochmittelalters gehören die von Kreuzzögern initiierten Judenverfolgungen in den größten Städten an Rhein, Mosel und Donau vom Jahre 1096. Über den Pogrom in Mainz berichten drei hebräische

Chroniken, deren Autoren aus Mainz stammten. Mainzer Herkunft war auch der Mönch aus dem mit der Kathedralstadt eng verbundenen Benediktinerkloster Disibodenberg. Er ist einer von etwa 30 christlichen Autoren, die sich über diese Pogrome sehr unterschiedlich, teils gegensätzlich äußerten. Hingegen bestehen zwischen den Berichten des Mönchs und des Juden Shlomo bar Shimshon viele Gemeinsamkeiten. Beide werteten die Kreuzfahrerscharen negativ, beide beschrieben die judenfeindlichen Absichten und Aktionen in ähnlicher Weise. Sie bezogen sich dabei sogar auf denselben Psalm 83 Vers 5. Der Mönch kannte offenkundig den hohen Bedeutungsgehalt dieses Psalms unter den Juden für die religiös fundierte Einordnung der ihnen von Christen zugefügten Katastrophe und übernahm im Wesentlichen deren Interpretationsmodus. Er verstand zudem sehr gut ihre emotionale Situation, indem er den „unmenschlich großen Schmerz“ hervorhob, der die Juden geradezu „gezwungen“ habe, „sich gegenseitig zu verletzen und zu töten“. Damit beschrieb er eine besondere Form des Märtyrertods der Juden,



den negativ, beide beschrieben die judenfeindlichen Absichten und Aktionen in ähnlicher Weise. Sie bezogen sich dabei sogar auf denselben Psalm 83 Vers 5. Der Mönch kannte offenkundig den hohen Bedeutungsgehalt dieses Psalms unter den Juden für die religiös fundierte Einordnung der ihnen von Christen zugefügten Katastrophe und übernahm im Wesentlichen deren Interpretationsmodus. Er verstand zudem sehr gut ihre emotionale Situation, indem er den „unmenschlich großen Schmerz“ hervorhob, der die Juden geradezu „gezwungen“ habe, „sich gegenseitig zu verletzen und zu töten“. Damit beschrieb er eine besondere Form des Märtyrertods der Juden,

der die Aufopferung ihres Lebens zur Verhinderung der Taufe bedeutete. Zudem charakterisierte er diese Selbsttötung in derselben Form der Klage wie die jüdischen Chronisten.

Christliche Herrschaft und Judentum

Die politischen Wissenswelten zwischen Juden und Christen erhielten bei der Genese und Ausformung der rechtlichen Grundlagen des aschkenasischen, also „deutschen“ Judentums, ihre höchste Ebene. Die rechtliche Fixierung des Status der Juden betraf die Kernsubstanz der christlichen Herrschaften, denn dadurch erstreckte sich deren Geltung nicht mehr allein auf die christlichen *fideles*, also Gläubige und Getreue, sondern ebenso auf nichtchristliche Gläubige, die so dennoch zu Getreuen mit eigenem Recht und besonderem, herrschaftlich anerkannten Rechtsstatus wurden.

Schon vor dem Jahre 1084 setzte sich Bischof Rüdiger von Speyer erfolgreich dafür ein, dass sich Juden nördlich der Stadtmauern von Speyer ansiedelten. In seinem 1084 ausgestellten Privileg für die Speyerer Juden bekundete er gleich zu Beginn, dass er mit der Niederlassung von Juden aus der dörflichen Siedlung eine Stadt machen und damit zugleich die „Ehre“ dieses Ortes „um ein Vielfaches“ steigern wolle. Die Gesamtheit der gewährten Rechte charakterisierte er abschließend als einen „Rechtsstatus, der besser ist als irgendeiner, den das Volk der Juden in irgendeiner Stadt des deutschen Reiches besitzt.“ Offenkundig wollte der Speyerer Bischof mit der Niederschrift und Beglaubigung dieser Rechte noch weitere Juden zur Ansiedlung in Speyer bewegen.

Aus dem Wortlaut ergibt sich, dass sich der Bischof und seine

nächste Umgebung intensiv über die Rechtskomplexe, die für die Juden attraktiv waren, informiert hatten. Der Inhalt des Privilegs war in wesentlichen Punkten nicht nur mit den bereits ansässigen Juden verhandelt worden, sondern auch mit dem Domkapitel und maßgeblichen laikalen Gruppen in der Stadt, darunter vor allem Speyerer Kaufleute. Das Wissen um die Rechte der Juden und die Rechtsansprüche von Christen wurde also weit verbreitet.

Insgesamt erkannte Bischof Rüdiger die noch kleine jüdische Gemeinde als Religions-, Rechts-, Gerichts-, Wirtschafts- und sogar als Wehrgemeinschaft an, und dies früher, als es zugunsten selbst der großen christlichen Stadtgemeinschaften nördlich der Alpen dokumentiert ist. Die gemeinsame Initiative des Bischofs und der Juden hatte eine enorme Wirkung. Wesentliche Bestimmungen gingen zumindest inhaltlich in die Privilegien ein, die Kaiser Heinrich IV. 1090 den Juden von Speyer und Worms aufgrund der Initiative der Juden beider „salischer“ Kathedralstädte gewährte. Das kaiserliche Privileg für die Wormser Juden bildete das Fundament für die Grundrechte des aschkenasischen Judentums. Es wurde auf Bitte und Vorlage der Juden von Kaiser Friedrich I. (1157) bestätigt und durch Friedrich II. (1236) für alle Juden im Reich ausgeweitet. Es diente als Grundlage für die „Judenordnungen“ der Fürsten und Könige im Südosten und Osten des Reichs, in Österreich und Böhmen, und schließlich außerhalb der Reichsgrenzen in Ungarn, Polen und Litauen mit Wirkung teils bis ins 18. Jahrhundert. Es wurde in substantiellen Elementen seit dem 14. Jahrhundert auch in Nord- und Mittelitalien verbreitet. Sowohl im Osten als auch im Süden geschah dies durch Juden aschkenasischer Herkunft.

Juden als Politiker

Einige Juden hatten auch in den deutschen Ländern direkten Zugang zu den Höfen von Königen und Fürsten. Nicht selten pflegten sie sogar engere persönliche Beziehungen zu geistlichen wie auch weltlichen Herrschern. Dies traf nicht nur für jüdische Ärzte zu, sondern auch für führende Persönlichkeiten jüdischer Gemeinden. Erwähnt sei Mosche bar Jekutiel aus Speyer. Er war nicht nur an den Verhandlungen über die Ausstellung des Privilegs Heinrichs IV. von 1090 beteiligt, sondern bewog auch denselben Kaiser, bald nach den Pogromen von 1096 für die Rückkehr aller zwangskonvertierten Juden zu ihrem angestammten Glauben einzutreten. Wesentlich neue Erkenntnisse sind ebenfalls für die weit gespannten, stark mit politischen Faktoren durchsetzten wirtschaftlichen Wissenswelten zu erwarten, wofür hier wiederum nur ein schmaler Ausschnitt angedeutet werden kann.

Juden als Münzer und auf Münzen

Münzen waren ein sichtbares, buchstäblich handgreifliches und fast alltägliches Medium der Kommunikation zwischen Juden und Christen, was auch zum Transfer von Wissen führte. In dieser Hinsicht hatten die Juden in den nordalpinen Städten auf Grund ihrer Herkunft aus dem münz- und geldwirtschaftlich, insgesamt kulturell erheblich höher entwickelten Mittelmeerraum große Wissensvorsprünge gegenüber den weitaus meisten nordalpinen Christen. Hebräische Quellen aus dem 11. und frühen 12. Jahrhundert legen nahe, dass einzelne Juden schon früh im Zusammenwirken mit christlichen Herrschaftsträgern als Münzmeister oder doch als hervorragende Kenner des Münzwesens tätig waren.

Einige Silbermünzen belegen das Zusammenwirken zwischen christlichem Münzherrn und jüdischem Münzmeister in aller Öffentlichkeit in unterschiedlichen Kombinationen von Symbolen, Namen und Darstellungen von Personen. Das erste der zwei Beispiele zeigt auf einem einseitig geprägten Silberpfennig aus den 1170er Jahren im Zentrum einen Mann in herrscherlicher Pose. Er war von den christlichen, aber auch von den jüdischen Zeitgenossen in der Wetterau und darüber hinaus am Mittelrhein eindeutig als der höchst einflussreiche Reichsministeriale Kuno von Münzenberg zu identifizieren. Neben ihm in halbknieender Stellung ist eine weitere Person dargestellt, die in hebräischen Lettern als David ha-Kohen bezeichnet wird. Er entstammte einer herausragenden, auch vielen Christen bekannten Speyerer Familie. Diese Kombination der Garanten für die Qualität der Münze bot günstige Voraussetzungen für die Akzeptanz der Münze bei Christen und Juden, die damals am Mittelrhein so stark präsent waren wie in keiner anderen Region des Reiches.

Während auf diesem Hohlpfennig kein christliches Symbol verwendet wurde, zeigt die andere Münze auf der Vorderseite ein Porträt des Bischofs Otto von Würzburg (1207–1233). Auf der Rückseite ist eine Kirche mit drei Türmen dargestellt und darunter in großen hebräischen Buchstaben der Name des Münzmeisters Jechiel verzeichnet. Der hebräische Name wurde also buchstäblich der „Kirche“ untergeordnet. So wurde der Vorrang des Christentums gegenüber dem Judentum gewahrt.

Derartige Münzen finden wir von der Mitte des zwölften Jahrhunderts bis ca. 1230 nur östlich des Rheins. In den Großstädten westlich des Rheins und südlich der Donau hatten spätestens

innerhalb dieses Zeitraums reiche christliche Stadtbürger maßgeblichen Einfluss auf die Münzprägung gewonnen. In den anderen Regionen des Reichs setzte dieser Vorgang später ein, war jedoch auch dort um die Mitte des 13. Jahrhunderts abgeschlossen. Diese Entwicklung wurde verstärkt durch die allmähliche Umsetzung der Bestimmungen des Vierten Laterankonzils von 1215, die den Ausschluss von Juden aus öffentlichen Ämtern gefordert hatten. Diese Beschlüsse blieben jedoch weiter östlich in Polen ohne Wirkung. Im Gegenteil, dort setzte sich die Kooperation von christlichen Herrschern und herausragenden Juden auch in der Münzprägung bis an die Wende zum 16. Jahrhundert fort.

Jüdische und „allgemeine“ Geschichte

Die Andeutungen über „Wissenswelten“ sollten erkennen lassen, dass mit dieser Vorgehensweise das Wissen über Beziehungen zwischen Juden und Christen erweitert, ein größerer Zugang für deren Nuancen gewonnen und damit der Erkenntniswert der so verstandenen jüdischen Geschichte für die gemeinsame Geschichte in ihren lokalen, regionalen und mediterran-europäischen Zusammenhängen verstärkt werden kann. Dieser Ansatz erfordert die systematische Berücksichtigung sowohl der hebräisch-aramäisch-jiddischen, also jüdischen, als auch der lateinischen und volkssprachlichen, also christlichen, Quellenüberlieferung. Einbezogen werden müssen auch andere Quellen wie „Kunstwerke“ und Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs. Für deren adäquate Erfassung ist noch viel zu tun. Daher gehört die Edition zentraler, vornehmlich hebräischer Quellen weiterhin zum Kernbestand meiner Forschungen.



Die Autorin ist Professorin für Mittelalterliche Jüdische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

BIOGRAPHIE

Der Freisinger Bischof Johannes Grünwalder

LEBENSSPUREN IN
MÜNCHNER WISSEN-
SCHAFTSINSTITUTIONEN
UND FORSCHUNGS-
PROJEKTEN.

VON MARKUS WESCHE

Als der Freisinger Bischof Johannes Grünwalder am 2. Dezember 1452 in Wien starb, stand sein Nachlass zur Inventarisierung an. Dieser Aufgabe kam das Freisinger Domkapitel am 16. Januar 1453 zügig nach (Die Freisinger Dom-Kustos-Rechnungen von 1447–1500, hrsg. von H. Ramisch / A. Heß, München 1998, S. 71–80). Zuerst wurden Silbersachen und edelsteinverzierte Ringe nebst dem perlenbesetzten Brustkreuz aufgeführt, dann nach den Pontifikalgewändern die Kleider des Bischofs aufgelistet, darunter ein neuwertiger, mit Marderfell gefütterter Überrock, pelzgefütterte „Kappen“ (Schulterüberwürfe mit Kapuzen) und – eigens bezeichnet – Reitkleidung: Röcke und mehrere Kappen.

Grünwalder hatte ein bewegtes Leben hinter sich, mit vielen Reisen im süd-deutsch-alemannisch-österreichischen Raum. Er war als Freisinger Bischof nicht nur Reichsfürst, sondern zuvor während der Kirchenspaltung des Konzils zu Basel (1431–1449) Kardinal des Gegenpapstes Felix V. (1439–1449) gewesen, mit der nie besuchten römischen Titelkirche San Martino ai Monti auf dem Esquilin, wegen seiner Herkunft und als Sachwalter bayerischer Interessen in den Quellen auch „Cardinalis de Bavaria“ genannt.



Grünwalders Grabstein aus dem Freisinger Dom wird 2010 in den „Inschriften des Bistums Freising“ publiziert werden, herausgegeben von der Inschriften-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

BADW/INSCHRIFTENKOMMISSION

Im Jahre 1443 gab der Freisinger Bischof Nicodemus della Scala einen neuen Hochalter für den der Gottesmutter Maria geweihten Dom beim Wiener Maler Jakob Kaschauer in Auftrag, die Herstellung kostete 450 Pfund Silber. Der Altar wurde 1625 durch ein neues Retabel von Peter Paul Rubens ersetzt (Original heute Alte Pinakothek München). Die plastischen, überlebensgroßen Schreinsfiguren des ursprünglich doppelflügeligen Wandelaltars wurden seit Beginn des 20. Jahrhunderts von verschiedenen Orten im Nationalmuseum München zusammengeführt, die gemalten Flügel sind verlorengegangen. Im Zentrum des Schreins stand die Gottesmutter Maria mit dem Kind (Originalbemalung), zu ihren Füßen der Stifter Nicodemus, zu beiden Seiten die Bistumsheiligen St. Korbinian und St. Sigmund.



BAYERISCHES NATIONALMUSEUM MÜNCHEN

Zwei Kardinalskutten, „prawn vnd plab“, gehörten ebenfalls zum Nachlass. „De Bavaria“ war Grünwalder noch in einem engeren Sinne: Der Bischof war nämlich als „natürlicher“ Sohn Herzog Johanns II. von Bayern-München ein hochfürstlicher Bastard. Seine Briefe vom Konzil, von denen noch die Rede sein wird, bezeugen ein enges persönliches Verhältnis zur Wittelsbacher Familie; mit den regierenden Verwandten stimmte er seine Politik genau ab.

Anlass dieses abrisshaften Porträts ist nicht etwa eine frisch erschienene Biographie – sie wäre erst noch zu schreiben –, sondern die Aufnahme Grünwalders (bislang unedierte) Werke ins Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“ unter den Traktanten des Basler Konzils. Dabei fiel auf, wie bemerkenswert Grünwalder ist

als vielfältig in zentrale politische Vorgänge verwobener Akteur seiner Zeit, wenn er auch nicht zur ersten Garnitur der Konzilsvertreter und Reichspolitiker gehörte und nicht vergleichbar ist mit einer epochalen Figur, wie sein Gegenspieler Nikolaus von Kues es war. Grünwalder hat allerdings in Münchner sowie Freisinger Einrichtungen und Orten genügend Spuren hinterlassen und ist in einigen mediävistischen Unternehmungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften nachzuweisen: daher einige erhellende Streiflichter auf seine Person.

Eine Karriere mit Aussicht

Beginnen wir bei der äußeren Gestalt. Grünwalder lebte zu einer Zeit, als die Gattung der Porträtmalerei erst im Entstehen begriffen war. Seine Erscheinung ist jedoch auf seinem Grabstein festgehalten,

zu einer Zeit, als abbildungsgetreue Porträts in der Bildhauerei und der Sepulkralkunst angestrebt wurden. Der Bischof ist in seinen Pontifikalgewändern dargestellt. Der Schädel ist kompakt, fast kugelförmig, die Augen blicken nachdenklich, die Mundwinkel sind nach unten gezogen. Das Grab hatte der Bischof schon vor seinem Tod in Auftrag gegeben, es stand lange vor dem Kreuzaltar des Freisinger Domes. Aus Anlass der barocken Neugestaltung 1723/24 wurde die Grabplatte schließlich in die rechte Ecke der südlichen Seitenwand in der spätgotischen Vorhalle des Domes plaziert, wo sie heute noch steht. Sie enthält auch das Todesdatum nach moderner Zählung (2. Dezember 1452). Die Geburt – im Mittelalter weniger wahrgenommen als der Sterbetag – setzt man in die Zeit um 1390. Grünwalder, benannt nach dem Geburtsort Schloss

Grünwald südlich München, hatte eine vorzügliche Ausbildung an der Universität Wien und durch ein Studium des kirchlichen und römischen Rechts in Padua von 1415 bis 1418 erhalten. Zuvor war er schon durch kirchliche Benefizien abgesichert worden: an der Münchner Frauenkirche, als Kanoniker im Freisinger Domstift sowie als Pfarrer von St. Peter, und er wäre nach seiner Wahl durch das Kapitel auch schon 1422 Bischof von Freising geworden, hätte nicht Papst Martin V. die Wahl verwor-

fen und an seiner statt Nicodemus della Scala bestimmt. Grünwalder wurde Generalvikar des Bistums und damit Aspirant für die nächste Bischofswahl. Als Generalvikar war er für die kirchliche Disziplin in seinem Bistum verantwortlich. Die erste Bewährungsprobe war die Visitation einiger Benediktinerklöster und Chorherrenstifte, in denen angesichts reichen Besitzes und geringer Insassenzahl kein regelkonformes Ordensleben mehr geführt wurde – hier reformierte Grünwalder mit Unterstützung des

bayerischen Herzogs das laxer Leben energisch. Unangefochten und gedankt war diese Tätigkeit jedoch nicht: Der Widerspruch des abgesetzten höchst korrupten Ebersberger Abtes Simon Kastner sollte Grünwalder in eine langwierige Prozessserie an der römischen Kurie verwickeln.

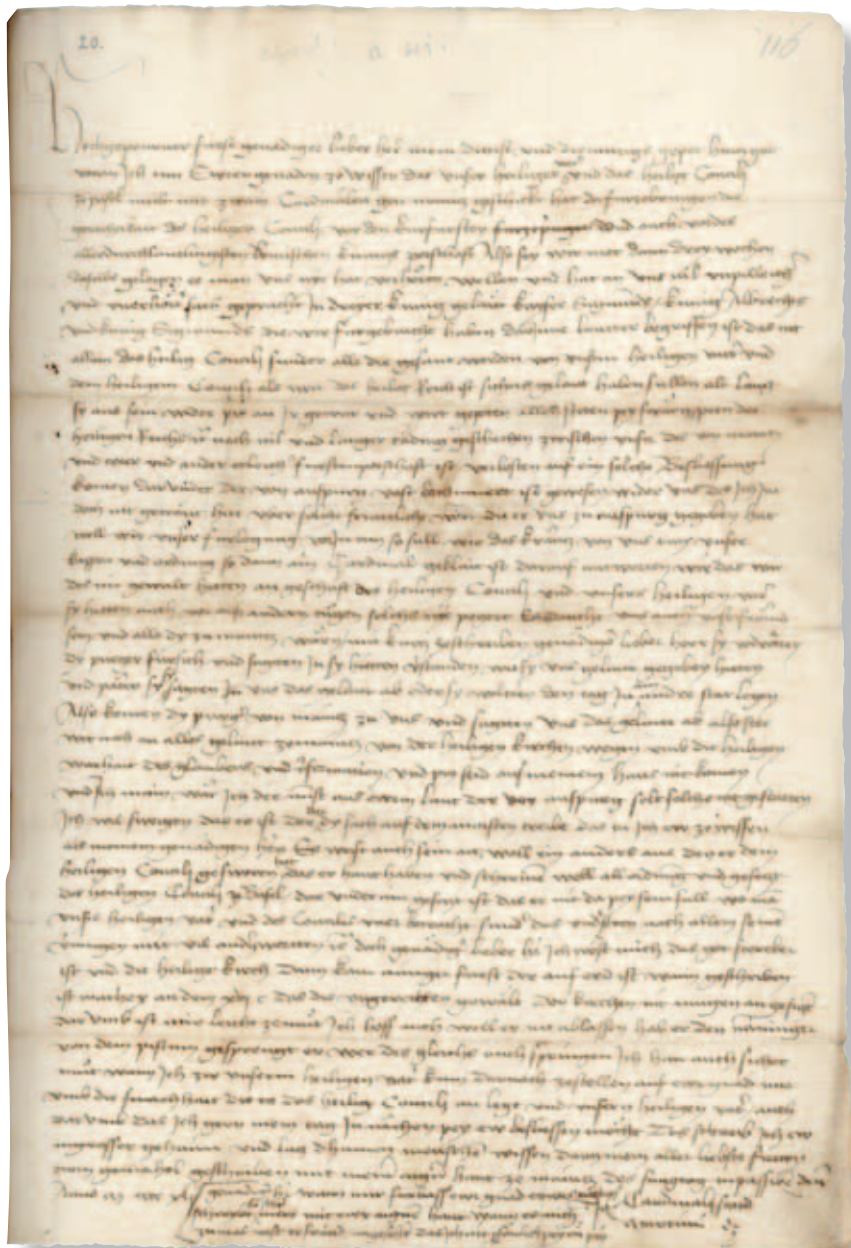
Das Konzil zu Basel

Seine Lebensaufgabe fand Grünwalder jedoch auf dem Konzil von Basel, wo er seit 1432 Freising und Bayern vertrat und wegen seiner reformfreundigen Haltung und ausgezeichneten juristischen Bildung bald in den Reformausschuss gewählt wurde. Basel war eine Folge des Konzils von Konstanz (1414–1418), das nach dem Großen Schisma zwar die Kircheneinheit wiederhergestellt hatte, die religiösen Reformanliegen aber auf künftige Konzilien vertagen musste. Die Einberufung war das Werk des Papstes Eugen IV. (1431–1447), der jedoch eine baldige Verlegung nach Italien plante; Ziel war eine Versammlung, die die Union mit der griechischen Kirche herbeiführen sollte, Voraussetzung zur Rettung Ostroms vor der türkischen Eroberung. Die Verlegung nach Ferrara 1439 spaltete das Konzil und ließ Basel zu einem nicht enden wollenden Desaster werden. Die Konziliaristen, bestärkt durch die Konstanzer Beschlüsse, versteiften sich auf die Lehre, nur das Konzil repräsentiere die ganze Kirche, nicht hingegen der römische Papst. Eugen IV. wurde abgesetzt, Felix V. wurde als Gegenpapst gewählt – der letzte der Kirchengeschichte – und geradezu ein diplomatischer Krieg darüber entfesselt, welcher der beiden von den Herrschern Europas anerkannt würde. Es ging um nicht weniger als die Definitionsinstanz für den Glauben wie auch um die praktische Seelsorge und Stellenbesetzung. Man bedenke: Neben die römische Kurie,

Handschrift des Buches Hiob aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert, geschrieben in Oberitalien. Den Folianten kaufte Grünwalder während seines Studiums in Padua 1418 für dreieinhalb Dukaten (ca. zwei Monate Lebenskosten in den unteren Schichten), wie noch der Bibliothekar Johann Andreas Schmeller feststellen konnte, bevor der Band restauriert wurde und der Kaufvermerk verloren ging. Der schön und groß in der Mittelspalte geschriebene Bibeltext wird von Kommentarspalten umrahmt, die einzige gemalte Initiale des Bandes zeigt Hiob zwischen zwei Unglücksboten.



BSS, LAT. 6202, FOL. 1



BAYHSTA, KURBAYERN, AUSSERES ARCHIV 1944 (FRÜHER FÜRSTENSACHEN TOM. VI), FOL. 116

Eigenhändiger Brief Grünwalder an seinen Neffen Herzog Albrecht III. von Bayern-München vom 2. April 1441 mit einem Bericht über die diskriminierende Behandlung der Basler Gesandtschaft auf dem Mainzer Tag. Am Ende des Briefes befindet sich der Vermerk: „geschriben mit meiner aigen hant ze Mainz“.

das größte Wirtschaftskonsortium Europas aufgrund des Pfründenvergaberechts des Papstes, trat eine Parallelbehörde seitens des Konzils. In diesem Konflikt hatten sich die deutschen Kurfürsten auf Neutralität gegenüber den rivalisierenden Päpsten verständigt; Bayern hingegen stand auf Seiten der Basler.

Am Wendepunkt der Konzilsgeschichte

Unerwartet geriet Johannes Grünwalder in den Wendepunkt des

politischen Kampfes, als für den 2. Februar 1441 ein Konvent zur Lösung der Kirchenfrage nach Mainz berufen wurde, unter Einschluss der Gesandten der europäischen Mächte. Grünwalder wurde Mitglied der Basler Gesandtschaft, die nach seiner Aussage mehr als 100 Personen umfasste. Hinter den Kulissen waren die Positionen schon bezogen: Die Kurfürsten neigten inzwischen eher Eugen IV. zu, doch man gab den Parteien nochmals Gelegenheit zur Darlegung der Streitpunkte. Die Haupt-

redner waren die Kardinäle Johannes von Segovia für das Konzil und Nikolaus von Kues für Papst Eugen.

Johannes Grünwalder versuchte, vor dem Ereignis seine bayerischen Verwandten durch Briefe für das Konzil zu mobilisieren, und so erhalten wir Momentaufnahmen von Kommunikationsvorgängen und persönlichen Beziehungen, wie am 11. März 1441 aus Mainz an Albrecht III.: „... Ich lass ewr genad wissen daz ich von dem heyligen Concilii und unserm heiligen vater Babst Felix mit andern Cardinahn her gen maintz auf den tag geschickt pin. ... schrib ich ewrn genaden gern newe mār, so hat sich noch nichtz verlossen. doch wie es sich hinfür machen wirt, daz wil ich ewr genad wol wissen lassen. Auch lieber genadiger herr es chumbt zu ewrn genaden maister Hanns Koch mein diener etwas von seinen wegen an ewr genad ze berben. Bitt ich ewr genad vleissiglich ir wellent euch denselben mein diener lassen bevolhen sein in seine sachen und in fürderlich ausrichten. Daran tut mir ewr genad ein sunder wolgefallen wann ich sein alltag bedarff. Auch genadiger herr wär daz unser herr der kunig in daz lannd chöm her zu ziehen So pit ich ewr fürstlich genad ob ir selbz personlich her gen maintz nicht chömen möcht daz ir dann von nodturfft wegen der heyligen kristenheit und der zu nütz her schicken wellet den Tulbecken pfarrer zu unser frawen [Johann Tulbeck, Pfarrer der Münchner Liebfrauenkirche und Nachfolger Grünwalders als Bischof] und maister Dyonisium den korrichter [Richter in Ehesachen] die in disen sachen ein guten willen haben und wol nutz und ewrn genaden erlich mögen sein. Ich frey mich auch von gantzen hertzen ewrs erben Hertzog Albrechts und pit den almightyen got daz er in behüet und in dem leben behallt lannde und läwtin zu einem herren beschirmer und trost. Ich pit auch ewr fürstlich genad

dyemütiglich ir wellet daz papir nit sparen und mir oft schreiben wann ich dhain grosser freid haben mag dann wann ich etwas in geschrift oder anders horen mag von ewrn genaden und meiner genädigen lieben frawen ewrm gemahl...“ (Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Kurbayern, Äußeres Archiv 1944 [früher Fürstensachen, Tom. V], fol. 117, Originalbrief von Sekretärshand, hier leicht normiert wiedergegeben, auch abgedruckt im Unternehmen der Historischen Kommission: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Friedrich III., 1. Abt.: 1440–1441, hrsg. von Hermann Herre, Gotha 1914, S. 870 Nr. 367). Die dreitägige Redeschlacht im März 1441 brachte schließlich keiner Partei den Sieg. Nach dem Mainzer Konvent war die Sache

Felix' V. und damit auch die Grünwalder jedoch so gut wie verloren; die Stimmung hatte sich gegen Basel gewendet.

Ein Leben nah am Scheitern

Grünwalder hatte von seinem Einsatz für die Konzilsbewegung keinen Gewinn; er überwarf sich mit Bischof Nicodemus und wäre nach dessen Tod fast gegenüber Heinrich Schlick, Freisinger Domherr und Bruder von Kaspar Schlick, dem Kanzler König Friedrichs III., im Wettbewerb um den Freisinger Bischofsstuhl unterlegen. Das Freisinger Kapitel wählte Grünwalder 1443, Eugen IV. wollte Schlick, und erst 1448 erreichte Friedrich III. Schlicks Rückzug. Papst Nikolaus V. (1447–1455) bestätigte

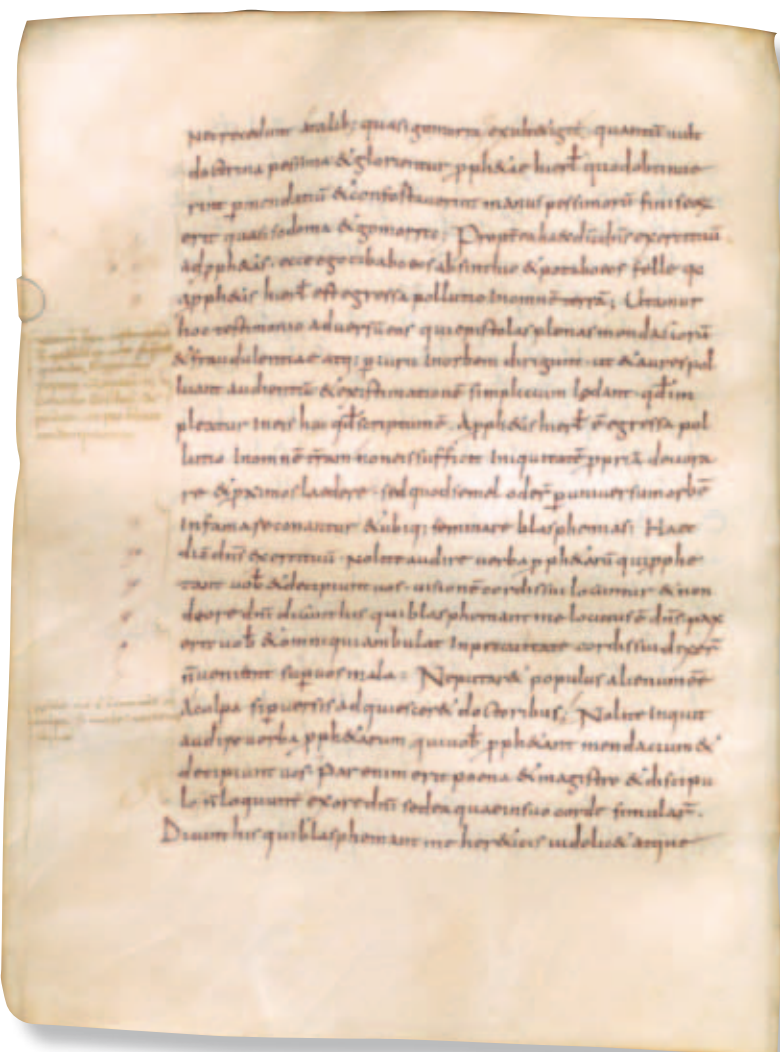
schließlich 1449 Grünwalder in seinem Amt gegen Verzicht auf die Kardinalswürde, nachdem das Rumpfkonzil in Lausanne im April 1449 ein wenig rühmliches Ende gefunden hatte. Der sittenstrenge und charaktervolle Kirchenmann war nur knapp dem Scheitern entgangen.

Das Zeugnis der Bücher

Neben den eigenen polemischen Werken der Konzilszeit, dem Traktat gegen die Neutralität der Kurfürsten und dem über die Autorität der allgemeinen Konzilien, lässt sich der gelehrte Bischof in vielen Münchner Handschriften Freisinger Provenienz nachweisen. In den schönen karolingischen Kirchenväter-Handschriften der Freisinger Kapitelsbibliothek findet sich seine kleine Schrift in blassbrauner Tinte auf vielen Rändern, ihn interessierende Belange hervorhebend und bisweilen kirchenpolitisch kommentierend; Randnotizen, deren Urheber Günter Glauche (Katalog der lateinischen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München, Clm 6201–6316, Wiesbaden 2000) aufgedeckt hat. Das eingangs zitierte Nachlassinventar verzeichnet auch den Bücherbesitz des Bischofs (Günter Glauche, in: Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, IV/2, München 1979, S. 630–633 der Akademie-Kommission für die Herausgabe der Bibliothekskataloge). Neben den Kirchenvätern, den Codices zum Kirchenrecht und den Freisinger Geschichte und Gerechtsame betreffenden Handschriften fallen darin auch vier medizinische Bücher ins Auge, Indiz für die Sorge um das körperliche Wohl. Die Lebensspuren des Bischofs Johannes in Münchner Archiven und Bibliotheken sind mit diesen Hinweisen jedoch bei weitem nicht ausgeschöpft.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Randnotiz Grünwalders in einer Handschrift von Hieronymus' Jeremias-Kommentar. Der Codex gehörte zur Bibliotheksausstattung des Bischofs Hitto († 835) für die Freisinger Domkirche. Grünwalder greift den Wortlaut des Kommentars („Wir wollen dieses Zeugnis gebrauchen gegen die, die Briefe voller Lügen und Täuschung arglistig in die Welt schicken“) auf: „Wir wollen dieses Zeugnis gebrauchen gegen Gabriel und seine Anhänger, gegen den vormaligen Papst Eugen IV., der auf dem Basler Konzil abgesetzt und als Häretiker verurteilt wurde.“





TAGUNG

Metropolen und „ihre“ Alpen

DAS ALPENFORUM 2010 RICHTET DEN BLICK AUS ANGEMESSENER DISTANZ AUF DIE ALPEN: WELCHE BEDEUTUNG HABEN DIE GROSSEN METROPOLN IN ALPENNÄHE FÜR DIE ENTWICKLUNG DES ALPENRAUMS – UND INWIEFERN SIND DIE METROPOLN NUTZNIESSER DER ALPENNÄHE? GIBT ES MÖGLICHERWEISE EINE GEMEINSAME ZUKUNFT IN EINER MITTELEUROPÄISCHEN MAKROREGION?



M. WEBER

München bei Föhn;
im Hintergrund das Mang-
fallgebirge.

VON THOMAS SCHEURER

Dem Thema „Metropolen und ‚ihre‘ Alpen“ entsprechend findet das AlpenForum 2010 in einer Alpenrand-Metropole statt: Vom 6. bis 9. Oktober 2010 setzen sich in München Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Vertreter aus Politik und Praxis mit vielfältigen Fragestellungen zu den Beziehungen zwischen dem Alpenraum und den umgebenden Wirtschaftsmetropolen auseinander. Auf dem Programm stehen Plenarvorträge und Workshops mit renommierten Fachleuten zu Themen wie Verstädterung, Mobilität, Biodiversität, Anpassung an den Klimawandel sowie Geo-Risiken und Geo-Ressourcen.

Einen Schwerpunkt legt das AlpenForum 2010 auf die Diskussion

von Perspektiven für eine mitteleuropäische Makroregion und nimmt damit die aktuelle Diskussion zu Makroregionen und der entsprechenden Raumpolitik der Europäischen Union auf. In einer Podiumsdiskussion beantworten Bürgermeister oder hochrangige Vertreter von München, Zürich, Wien, Turin, Grenoble und Ljubljana sowie Vertreter der Alpenkonvention und des Alpenraums die Frage, wie sie sich eine solche Makroregion vorstellen können.

Eine Makroregion Alpenraum?

Mit dem Konzept der Makroregion verfolgt die Europäische Union das Ziel, die Wettbewerbsfähigkeit einer Region zu steigern, indem vorhandene Strukturen und Ressourcen in der Region durch ein koordiniertes Vorgehen besser genutzt werden, z. B. bei der Zusammenarbeit unterschiedlicher politischer Ebenen, bei der Strategieentwicklung oder beim Einsatz der Finanzinstrumente. Bereits bekannte Beispiele für den Aufbau von EU-Makroregionen sind das Baltikum (Ostseeraum) oder das Donaubecken (Donauraum). Gemäß dem Europäischen Raumentwicklungskonzept sollen diese transnationalen Gebiete eine wichtige Rolle in der zukünftigen EU-Politik spielen. In einer möglichen mitteleuropäischen Makroregion dürfte der Alpenraum als „Bindeglied“

und Ausgleichsraum zwischen den Wirtschaftszentren rund um die Alpen eine zentrale Rolle spielen. Damit wird die vor bald 20 Jahren unterzeichnete Alpenkonvention eines der Kernstücke der makroregionalen Strategie bilden.

Exkursionen

Zum Abschluss des AlpenForums 2010 stehen wahlweise drei Exkursionen auf dem Programm: das Alpine Museum des Deutschen Alpenvereins in München, ein Transekt vom Zentrum Münchens in den bayerischen Alpenraum und der Nationalpark Berchtesgaden.

Das AlpenForum findet seit 1994 statt und bringt alle zwei bis drei Jahre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller Alpenländer mit Vertretern aus Politik, Gesellschaft und Wirtschaft zusammen. Das AlpenForum 2010 wird gemeinsam von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und dem Internationalen Wissenschaftlichen Komitee Alpenforschung (ISCAR) durchgeführt und finanziell maßgeblich vom Bayerischen Staatsministerium für Umwelt und Gesundheit sowie auch von der Alpenkonvention gefördert.



Der Autor ist Geschäftsführer des Internationalen Wissenschaftlichen Komitees Alpenforschung (ISCAR) mit Sitz in Bern.

Hinweis

Das AlpenForum 2010 findet vom 6. bis 9. Oktober 2010 in den Räumen der BAdW statt. Für die Teilnahme ist eine Anmeldung unter www.forumalpinum.org erforderlich. Dort finden Sie auch das ausführliche Programm. Bitte beachten Sie: Es wird eine Tagungsgebühr erhoben.



VORSCHAU

Juni bis Oktober 2010

Dienstag, 8. Juni 2010 **Kann Wissenschaft Zukunft vorhersagen?**

Gesprächsabend mit Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf (LMU München) und Prof. Dr. Dr. Franz Josef Radermacher (Universität Ulm) im Rahmen der Gesprächsreihe „Grenzfragen. Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im Gespräch“ in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek.

Plenarsaal
18.00 Uhr

Donnerstag, 24. Juni 2010 **Energieversorgung im 21. Jahrhundert – ein Navigieren zwischen Scylla und Charybdis?**

Vortrag von Prof. Dr.-Ing. Franz Mayinger (TU München) im Rahmen der Reihe „Forum Akademie“.

Plenarsaal
18.00 Uhr

Montag, 5. Juli 2010 **Das Basler Konzil (1431–1449) und die europäischen Mächte. Universaler Anspruch und nationale Wirklichkeiten**

Vortrag von Prof. Dr. Heribert Müller (Goethe-Universität Frankfurt am Main), Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2009/2010.

18.00 Uhr
Plenarsaal

Mittwoch, 14. Juli 2010 **Die Zukunft der Erde: Natur und Ökonomie**

Gesprächsabend mit Prof. Dr. Hans-Werner Sinn (ifo-Institut, LMU München) und Prof. Dr. Ottmar Edenhofer (Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung, TU Berlin) im

Rahmen der Gesprächsreihe „Grenzfragen. Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im Gespräch“ in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek.

Plenarsaal
18.00 Uhr

Dienstag, 27. Juli 2010 **Die Zukunft der deutschen Gesellschaft**

Gesprächsabend mit Prof. Dr. Hans-Peter Blossfeld (Universität Bamberg) und Prof. Dr. Armin Grunwald (Direktor des Instituts für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse, Karlsruher Institut für Technologie KIT) im Rahmen der Gesprächsreihe „Grenzfragen. Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im Gespräch“ in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek.

Plenarsaal
18.00 Uhr

Mittwoch, 8. September – Freitag, 10. September 2010 **Griechische Vasen als Medien des Kulturtransfers**

Fachtagung der Kommission für das Corpus Vasorum Antiquorum. Sitzungsraum der Phil.-hist. Klasse ganztägig

Anmeldung erforderlich unter post@cva.badw.de

Mittwoch, 6. Oktober – Samstag, 9. Oktober 2010 **AlpenForum 2010: Metropolen und „ihre“ Alpen**

Internationale Tagung, organisiert von der BADW und ISCAR (s. S. 60) mit Exkursionen (Samstag, 9.10.). Ausführliches Programm unter

Energieversorgung im 21. Jahrhundert –

ein Navigieren zwischen Scylla und Charybdis?

Donnerstag, 24. Juni 2010
18.00 Uhr



Bayerische Akademie der Wissenschaften

www.forumalpinum.org/
Plenarsaal und Sitzungssäle ganztägig
Teilnahme nur mit Anmeldung unter www.forumalpinum.org
Es wird eine Tagungsgebühr erhoben.

Die Energieversorgung der Zukunft steht im Mittelpunkt eines Vortragsabends am 24. Juni 2010 in der Reihe „Forum Akademie“.

Hinweis

Bitte beachten Sie unsere aktuellen Ankündigungen im Internet unter www.badw.de/aktuell/termine.html
Dort finden Sie auch Informationen zu Tagungsprogrammen, Anmeldefristen u. ä.



ÜBERBLICK

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften



BADW/CH. SCHWARZ

Zwischen Klassizismus und Wiederaufbau der 1950er Jahre: Kronleuchter vor dem Plenarsaal der Akademie in der Münchner Residenz.

Sie interessieren sich für die öffentlichen Veranstaltungen des Hauses oder die Zeitschrift „Akademie Aktuell“?

Gerne nehmen wir Sie in unseren Verteiler auf.

Kontakt:

Tel. 089-23031-1141

E-Mail presse@badw.de

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, gegründet 1759 von Kurfürst Max III. Joseph, ist eine der größten und ältesten Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie ist zugleich Gelehrtenengesellschaft und Forschungseinrichtung von internationalem Rang. Im vergangenen Jahr feierte sie ihr 250-jähriges Bestehen. Informationen dazu finden Sie unter www.badw.de/aktuell/themenjahre/sv_250jahrjubilaeum/

Gelehrte Gesellschaft

Die Mitglieder bilden die Gelehrte Gesellschaft der Akademie. Satzungsgemäß müssen sie durch ihre Forschungen zu „einer wesentlichen Erweiterung des Wissensbestandes“ ihres Faches beigetragen haben.

Die Akademie besitzt das Selbstergänzungsrecht, d. h. Mitglied kann nur werden, wer auf Vorschlag von Akademiemitgliedern ohne äußeres Zutun ausschließlich nach seinem wissenschaftlichen Ansehen gewählt wird. Die ordentlichen Mitglieder haben ihren Wohnsitz oder Dienstort in Bayern. Sie allein sind stimmberechtigt und zur Teilnahme an den Sitzungen und Arbeiten der Akademie verpflichtet. Nach den Mitgliederwahlen vom 19. Februar 2010 hat die Akademie derzeit 172 ordentliche, 156 korrespondierende Mitglieder sowie ein Ehrenmitglied.

Außeruniversitäre Forschungseinrichtung

Die rund 330 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie betreiben in 43 Kommissionen Grundlagenforschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Schwerpunkt liegt dabei auf langfristigen Vorhaben, die die Basis für weiterführende Forschungen liefern und die kulturelle Überlieferung sichern, darunter kritische Editionen, wissenschaftliche Wörterbücher sowie exakt erhobene Messreihen. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die seit 1959 im Nordostflügel der Münchner Residenz beheimatet ist, ist ferner Trägerin des Leibniz-Rechenzentrums, eines der größten Supercomputing-Zentren Deutschlands, und des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung. Beide Einrichtungen haben ihren Sitz in Garching bei München.



IMPRESSUM

HERAUSGEBER

PROF. DR. JUR. DIETMAR WILLOWEIT
PRÄSIDENT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

CHEFREDAKTION

DR. ELLEN LATZIN
PRESSEREFERENTIN DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ART DIRECTION

TAUSENDBLAUWERK,
MICHAEL BERWANGER
WWW.TAUSENDBLAUWERK.DE

REDAKTIONSANSCHRIFT

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
PRESSESTELLE
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN
TEL. 089-23031-1141
PRESSE@BADW.DE

AUTOREN DIESER
AUSGABE

DR. CARSTEN DEIBEL
STEFFEN DÖLL M. A.
DR. DES. RAMONA EPP
PROF. DR. IRMGARD FEES
DR. RUDI HACKL
PROF. DR. EVA HAVERKAMP
PROF. DR. THOMAS O. HÖLLMANN
PROF. DR. LUDWIG HOLZFURTNER
DR. JOACHIM KEMPER
GISELA VON KLAUDY
PROF. DR. WALTER KOCH
PROF. DR. THEO KÖLZER
DR. ELLEN LATZIN
PROF. DR. CLAUDIA MÄRTL
PD DR. ARNO MENTZEL-REUTERS
DR. KARL BORROMÄUS MURR
DR. HERMANN NEUMANN
CLEMENS RADL M. A.
PROF. DR. FOLKER REICHERT
DR. THOMAS SCHEURER
PD DR. PETER SCHMIDT
FLORIAN SEPP M. A.
DR. BETTINA WAGNER
DR. MARIE-LUISE WEBER
DR. MARKUS WESCHE

VERLAG

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN

ISSN: 1436-753X

ANZEIGEN

PREISE AUF ANFRAGE IM
PRESSEREFERAT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

GESAMTHERSTELLUNG

LANDESAMT FÜR VERMESSUNG UND
GEOINFORMATION
ALEXANDRASTRASSE 4
80538 MÜNCHEN

REDAKTIONSSCHLUSS
DIESER AUSGABE

15. MAI 2010

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BadW enthalten. Alle Texte dieser Ausgabe dürfen ohne Genehmigung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bei Nennung des Autors und der Quelle reproduziert werden. Um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den jeweiligen Inhabern der Bildrechte abzuklären. Sie finden das Magazin auch als PDF (Portable Document Format) im Internet unter <http://www.badw.de>.